



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE • 11. JAHRGANG • NUMMER 12 • DEZEMBER 1959 • POSTVERLAGSORT DORTMUND

An *Eickelmann*
Stahlw. Büro

WESTFALENHÜTTE





WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
HOESCH Aktiengesellschaft,
WESTFALENHÜTTE

11. Jahrgang - Nummer 12 - Dezember 1959

Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Westfalenhütte;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoeschen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wl.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 8. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir, vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen. Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird voll übernommen. Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Wir danken

allen Mitarbeitern

für die auch in diesem Jahre bewiesene

Pflichterfüllung und Arbeitsfreudigkeit.

Wir wünschen

ihnen und ihren Familienangehörigen

ein frohes Weihnachtsfest

und ein erfolgreiches neues Jahr

in Frieden und Freiheit.

Die Betriebsvertretung:

Pfeiffer
Latta
Fige

Das Direktorium:

Berndsen
Dr. Harr
Stamme
Dr. Wohlgemuth

Mit dem Auto ins Verderben?

Wieder einmal rüsten sich in allen Ländern die Menschen, das Weihnachtsfest zu feiern. Wieder einmal wird die Heilige Schrift und werden die Schriften der Dichter und Denker nach geflügelten Worten des Friedens und der Liebe durchstöbert, um dem Fest den obligaten — wenn nicht gar obligatorischen — Obulus in Schrift und Wort zu entrichten. Wieder einmal wird Rückschau gehalten und werden Ausblicke gewagt. Und am Ende summieren sich löblicher Eifer und liebevolles Bemühen doch nur zu einem rhetorischen Anruf, von dem niemand, der ihn auslöst, weiß, ob er überhaupt, und wenn ja, wie tief er uns unter die Haut geht!

Man sagt, wir Menschen des Zeitalters der Maschinen und der Technik, der Atomphysik und der Welt-raumforschung seien oberflächlich und den materiellen Dingen unseres Lebens verdammswert verhaftet. Wie oft hören wir, daß uns Auto und Eisschrank, Fernsehapparat und Auslandsferien wichtiger seien als die inneren Werte geistiger Bildung und sittlicher Vervollkommenung. Von diesen verallgemeinernden Behauptungen — deren Oberflächlichkeit sich meistens in nichts von jener Gedankenlosigkeit unterscheidet, die wir der „Masse Mensch“ anzudichten beliebten — ist dann der Schritt nicht weit zu den düsteren Prognosen des im Materialismus unrettbar Verlorenseins, es sei denn, der Mensch halte Einkehr bei sich selbst mit der absoluten Absage an die Götter und Güter dieser Welt. Nichts gegen einen Albert Schweitzer, nichts gegen die Verfechter einer moralischen Aufrüstung — aber ginge ein jeder von uns als büßender Eremit in den Wald oder als Rufer in die Wüste, so hätten die Menschen dieser Erde dadurch längst noch kein Brot. Und der Mensch lebt nicht einmal vom Brot allein!

Nein, Wohlstand ist kein Teufelswerk, und ein kräftiges Ja zu den angenehmen Dingen des Daseins ist noch längst keine Sünde! Beide werden nur da zum Ärgernis, wo sie zum scheinbaren „Vorrecht“ einiger weniger deklariert sind, wo die Zugehörigkeit zu einer Kaste wichtiger ist als die dem einzelnen innewohnende Tüchtigkeit, wo die Barrieren von Herkunft, Stand und Protektion der gesellschaftlichen Fortentwicklung im Wege stehen. Auch unsere Väter und Großväter wußten ihr „Auto“ und ihren „Kühlschrank“ sehr wohl zu schätzen und zu genießen. Nur war ihr „Auto“ (als Objekt noch nicht erfunden) die Laube im häuslichen Garten; ihr „Kühlschrank“ war Großmutter's Wäscheschrank oder Sparstrumpf, ihr „Fernseher“ waren die Hauspostillen und Almanachs, die Kaffeekränzchen und Männerstammtische, von wo aus das Geschehen der Welt „da draußen“ in die Familiensphäre Eingang und Deutung fand. Doch mußte es noch bewiesen werden, daß unsere „Vergnügen“ ein größeres Loch in unseren Geldbeutel reißen, als es der Zeitvertreib von ehemals in das schmalere Einkommen unserer Vorfahren tat.

Außerdem: Wie und wo läßt sich beweisen, daß unsere Eltern und Voreltern auf der Leiter von Moral und Sitte höher gestanden hätten als wir? Hat nicht jeder von uns in seinen Jugendjahren irgendwelche Dummheiten angestellt, die man heute allzugern „typische Halbstarkeiten“ zu nennen beliebt? Noch zu allen Zeitläufen haben die Menschen von der Vergangenheit als von der „guten, alten Zeit“ gesprochen, was andererseits keine Generation daran hindert, die ihr nachfolgende Jugend als dekadent und sittlich verwahrlost zu degradieren.

Das alles mögen recht wenig erbauliche Festgedanken und im Hinblick auf die ansonsten in ihrer Ver-söhnlichkeit heraufbeschworene Weihnachtszeit sogar ein wenig keizerisch anmutende Überlegungen sein. Wenn aber schon zur Weihnachtszeit und Jahreswende zu einer Atempause, zu Rückblick und Ausschau angehalten wird, dann ist es wohl wichtiger, den Standort des Einzelmenschen und der Gesellschaft im Zeitenstrom auszuloten, als mit den abgegriffenen Münzen der Schlagwörter einen Wechsel auf die Zukunft auszustellen.

Die Zeit und ihre Erscheinungsformen zu verstehen, heißt auch das Handeln und Verhalten der Mitmenschen zu verstehen! Und sollte dieser Beitrag nur ein wenig dazu mithelfen, uns von Vorurteilen und Scheuklappen gegenüber unserer Umwelt zu befreien, dann steht er hier nicht ganz umsonst geschrieben. Dann kann auch er ein kleiner Baustein sein an dem uns alle schützenden Bauwerk, an dessen Pforte die Worte der Weihnachtsbotschaft eingemeißelt sind:

„Friede auf Erden!“

Z U S A M M E N A R B E I T

Keiner

Z U S A M M E N A R B E I T

vermag

Z U S A M M E N A R B E I T

allein

Z U S A M M E N A R B E I T

soviel

Z U S A M M E N A R B E I T

wie

Z U S A M M E N A R B E I T

alle

Z U S A M M E N A R B E I T

zusammen!

Z U S A M M E N A R B E I T

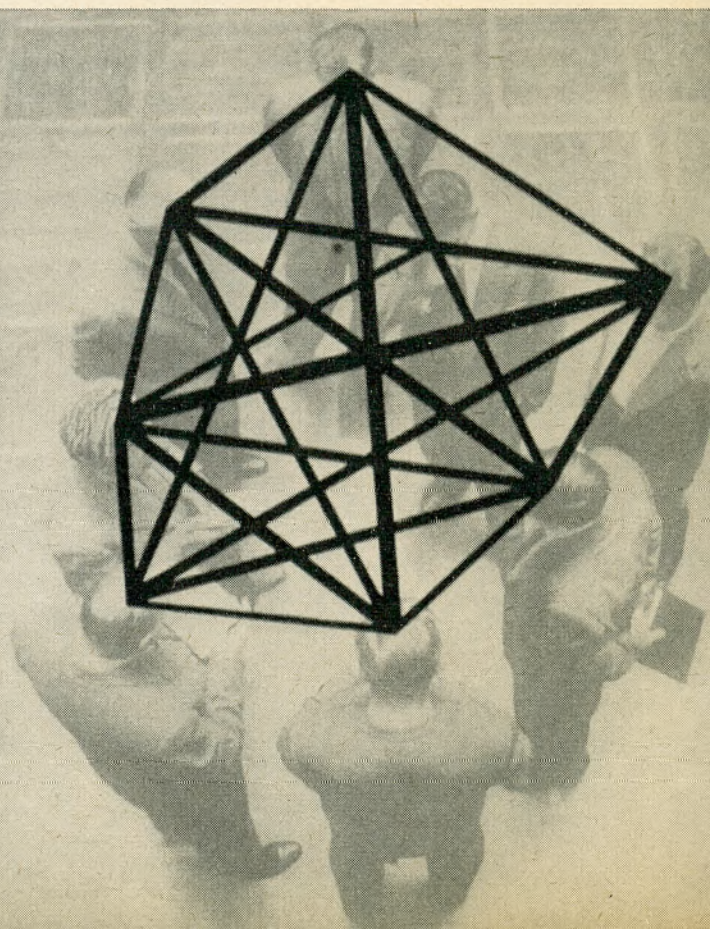
Ein Wort, das heute groß geschrieben wird: ZUSAMMENARBEIT. Die Menschheit ist in unserer Zeit vor so gewaltige Probleme gestellt, daß ein einzelner, ja ein einzelnes Volk oder Land sie allein nicht zu lösen vermag. Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg ist z. B. eine Grundlage für die Erhaltung des Friedens, die Voraussetzung einer friedlichen Nutzung der Atomkraft, der technischen Eroberung des Weltraums, der Bekämpfung des Hungers und der Seuchen. Alle wollen besser leben — das ist nur durch Zusammenarbeit möglich. Große Unternehmen verbinden ihre Interessen, tauschen Erfahrungen und Erfindungen aus, einigen sich über den Absatz ihrer Produkte und die Märkte. Staaten bauen Zollschranken ab, errichten Freihandelszonen und vereinbaren den ungehinderten Austausch von Waren und Lebensgütern. Daß heute Dürre und Mißernten in unseren europäischen Ländern keine Hungersnöte mehr hervorrufen und das Leben der Völker bedrohen können, ist das Ergebnis wirtschaftlicher Zusammenarbeit.

Zusammenarbeit gilt auch im sozialen Bereich. Arbeiter, Angestellte und Unternehmer haben ihre verschiedenen Interessen. Ihren Organisationen ist die Vertretung dieser Interessen übertragen. Und auch hier geht es nicht ohne Zusammenarbeit.

Auch die Fülle der Aufgaben im Betrieb wächst, es werden die Bereiche der Verantwortung immer größer. Ein einzelner kann nicht mehr alles allein führen; er ist auf Mitarbeiter angewiesen. Stimmt es nicht, daß eine Gemeinschaft von Mitarbeitern, von denen jeder in Beziehung zum andern wirkt, für eine gemeinsame Sache mehr leistet als eine Summe von einzelnen? Die Amerikaner nennen es „teamwork“ — laßt uns bei dem schlichten Wort „Zusammenarbeit“ bleiben.

Nur hat das alles eine entscheidende Voraussetzung:

Für Eifersucht und Neid, für Eigenbrötelei und Ichsucht ist in solcher Gemeinschaft kein Platz mehr. Der Ehrgeiz und der Wettstreit sollen durchaus nicht verdammt werden, sofern sie die gemeinsame Arbeit beflügeln und das große Ganze fördern. Verdammt aber sei die hinterlistige Methode, dem anderen ein Bein zu stellen, damit er nicht schneller ans Ziel kommt, die Ichsucht, mit der mancher auf dem Feuer des gemeinsamen Erfolges die eigene Extrawurst zu braten versucht. Sie sind die Feinde der Zusammenarbeit. Wir wollen sie aus unserer Mitte verbannen. Wenn wir oben und unten damit anfangen, werden wir schnell zusammenkommen.



So zwanzigjährig wie möglich

Ein Frauenberuf in Phantasie und Wirklichkeit

Meine kleine Nichte — sieben Jahre ist sie und kann schon über 100 rechnen — hat mich neulich gefragt, was ich sei. Sekretärin, antwortete ich und richtete mich auf die übliche Fragensalve ein: Was ist das, wie wird man das, was muß man da tun...? Doch die Kleine blieb stumm. Sie war beeindruckt. Sekretärin ist sie, die Tante, Sekretärin! Noch heute weiß ich nicht, welche abenteuerliche Vorstellungen sich mit diesem Beruf in ihrem kleinen Kopf verbinden.

Abenteuerlich müssen sie schon sein, denn auf einmal gilt mein Wort etwas bei ihr. Und was mich dabei am meisten wundert: daß sie mir mit solcher Ehrfurcht begegnet und doch mit Sicherheit noch keinen Film gesehen, kein Buch und keine Zeitungsanzeige gelesen hat. Dann wäre ihre Bewunderung ja begründet.

Die Sekretärin, gesehen im Spiegel des Films, des Romans und der Zeitung, ist jene respektheischende Person, die... doch darüber möchte ich mich näher auslassen.

Die Sekretärin im Film

Wenn man die erste Großaufnahme ihrer Bürolandschaft sieht, beginnt man zu ahnen, warum in Deutschland der Wohnraum so knapp ist. Und da klingelt auch schon das Telefon. Die Herrin dieses Paradieses, die aussieht, als ob sie Gloria hieße, ist mit jener kostspieligen Einfachheit gekleidet, die teurer ist als Brokat mit Straußenfedern. Sie stellt die Mokkatasse nieder, schaltet das Radio leise, nimmt die Zigarette in die andere Hand und den Hörer ab. Dann teilt sie dem Anrufer mit lässig-müder Stimme mit, daß der Herr Generaldirektor verreist sei und frühestens zu Silvester zurück erwartet werde. Wenn der Bittsteller so tollkühn ist, trotzdem persönlich vorzusprechen, so kann er hier das Fürchten lernen. Denn dieses engelhaft schöne und zarte Wesen im Büro ist unter der Farbe aus dem Holz, aus dem man Stabsfeldwebel schnitzt. Sie bewacht ihren Chef wie ein Drache seine Schätze und läßt niemand vor, der auch nur entfernt verdächtig erscheint, etwas zu wollen. Sie ist die unermüdlich wirkende Kraft, die aus einem netten und umgänglichen Mann einen weltfremden Despoten macht, dem

man sich nur gebückt und möglichst in Filzpantoffeln naht. Es ist kein Wunder, daß dieser Chef meint, er hätte sie geheiratet. Wohl gemerkt, im Film!

Die Sekretärin im Roman

Das ist die übertüchtige, hochkonzentrierte und allwissende „Gschäftelhübschlerin“. Sie geht nicht: sie rennt, sie hetzt und hastet wie ein Kölner Heinzelmännchen auf der Flucht. Ihre Finger rasen über die Rennstrecke ihrer Schreibmaschine, und sie bedauert von Herzen, daß ihr Arbeitstag nur neun Stunden hat. Mit dem Suchen nach einer verschwundenen Drucksache hält sie ein mehrstöckiges Bürohaus tagelang in Atem, bis, ja bis sie sie triumphierend in Händen hält und dann — weil kein Mensch Interesse daran hat — aufatmend in acht Fetzen zerreißt. Von der Unsitte des Frühstückens macht sie keinen Gebrauch. Urlaub zur Unzeit oder „heute abend gern mal pünktlich raus und so“ gibt es nicht für sie; denn sie hat ihr Leben den Akten geweiht. Wenn diese weibliche Schnellzuglokomotive ihren vierzigsten

Geburtstag feiert, schaut sie zum erstenmal bewußt in den Spiegel und merkt, daß sie das größte Kamel im großen Tiergarten des Lebens ist. Wohl gemerkt, im Roman!

Die Sekretärin in der Zeitung

Es wird gesucht: gut aussehende Dame ohne Anhang, mit langjähriger Berufspraxis, Auslandserfahrung, perfekten Kenntnissen in Stenografie, Maschinschreiben, Buchhaltung, Menschenführung, Steuerrecht, sieben Fremdsprachen in Wort und Schrift, Doktorgrad erwünscht, aber nicht Bedingung, für eine vielseitige und interessante Tätigkeit. Alter nicht über... (Gemeint ist: so zwanzigjährig wie nur möglich!)

Und die Wirklichkeit?

Freunde, die Wirklichkeit ist ziemlich uninteressant: Eine Sekretärin ist eine möglichst gut und zuverlässig arbeitende Frau im Bürobetrieb. Sie ist körperlich und geistig meist gutes Mittelgewicht, weder aufregend schön wie Nr. 1, denn das hält nur die Umwelt von der Arbeit ab, noch lebenslänglich in Hochspannung wie Nr. 2, denn das macht die Umwelt langsam, aber sicher wahnsinnig. Über Nr. 3 möchte ich mich aus Gründen der Selbsterhaltung lieber nicht äußern, aber ich versichere an Eides Statt, daß ich noch kein lebendes Exemplar dieses Wundertieres gesehen habe. Denn so vollkommen ist keine Frau. So vollkommen ist höchstens ein Mann.

Und der wird lieber Chef.

Grete Hafner



Europäische Kunstwettbewerbe

vom Barock bis zur Gegenwart

Die „Europäisierung“ ist heute ein allgemeines Schlagwort geworden, und wir müssen uns fragen, ob sie eine politische Kunstrichtung ist — oder ob sie gewachsen ist auf dem Boden echter Tradition. Heute werden die Variationen des Wortes „Europa“ meist auf den wirtschaftlichen und politischen Sektor angewendet, und man kann sich berufen auf die jahrhundertalten Handelsbeziehungen der europäischen Länder und findet die frühesten Vorläufer in den mittelalterlichen Salzstraßen.

Immer aber sind die politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen verbunden mit kulturellen, mit künstlerischen — und gerade diese liefern die deutlichsten Aspekte im Wandel der internationalen Beziehungen. Im Wettkampf der Völker sind sie die Gradmesser des Verstehens, der Freundschaft — und des Hasses. Aus der reichen Fülle solcher Relationen greifen wir einmal im Zeitabschnitt vom Barock bis zur Gegenwart Musterbeispiele europäischen Kunstwettstreits heraus.

Innerhalb der europäischen Kunstentwicklung sind die Wettstreite der einzelnen Kunstschulen, Künstler und Stilrichtungen untereinander von eminenter Bedeutung. Durch das enge Beieinander der verschiedenen Nationen, Rassen und Kulturkreise kommt es schon sehr früh zu einem befruchtenden Austausch der einzelnen Kunstrichtungen. Jede dieser Richtungen trägt ihren unverkennbar nationalen Stempel — und insofern kann mindestens bis zum 19. Jahrhundert von einer eigentlich europäischen Kunst keine Rede sein. Auch heute noch, bei der weltweiten Internationalisierung der Kunst, bewahrt fast jede in Europa entstehende Kunstart ihr nationales Gepräge und erscheint erst aus historischer oder geographischer Entfernung allgemein als europäischer „Impressionismus“, europäische „Moderne“ usw.

Die bis heute unbestrittene

Vormachtstellung der europäischen Kunst

in der Welt hat ihren wesentlichen Grund durch die mannigfaltigen Austauschmöglichkeiten auf dem kleinen, kunsterfüllten Kontinent, dessen innere Verbundenheit mehr als durch jede politische oder wirtschaftliche Konstellation gerade durch die Kunst integriert erscheint. Hier prägen sich alle Zeichen der nationalen Leistung, hier sind alle Impulse eines Volkes lebendig, und hier liegen die besten Beispiele einer friedlichen Verständigung im Wettkampf. Kunst als Manifestation nationaler Denkungsart und Potenz einem anderen Volke aufzugeben, ist vollkommener Sieg und hat sich zuweilen — bestimmt im Barock — auch politisch als solcher erwiesen. Erst mit der Bedeutungssteigerung des wirtschafts- und machtpolitischen Aspektes gerät die Kunst als Expansionsgefahr mehr und mehr ins

Hintertreffen und isoliert sich, gleichzeitig mit der Entwicklung des *l'art pour l'art*, weitgehend zu einer bloßen Eigenexistenz.

Die großen Kunstwettbewerbe der Geschichte erscheinen kunsthistorisch wie Einschnitte innerhalb der fließenden Entwicklung; sie sind zuweilen Marksteine neuer Stilepochen, Überwinder des Alten. Mit ihren bedeutendsten Leistungen liefern die Künstler am Tage des Konkurs oft durch ein einziges beispielhaftes Werk das Zeichen für einen Neuanfang. Freilich gewachsen und entstanden aus der Tradition, aber doch zugleich gegen sie und in revolutionärer Absicht.

Während das Mittelalter nur einen völlig im Anonymen verharrenden und durch die kirchliche Situation bedingten Austausch der einzelnen „Hütten“ kennt, rückt die Renaissance bereits

die persönlichen Leistungen des einzelnen Künstlers

in den Vordergrund und entwickelt so etwas wie ein „Copyright“ von Künstler und Schule. Es kommt zu den ersten und oft erbitterten Wettstreiten der Maler- und Architekturschulen, und es geschehen die ersten geistigen Diebstahle, wie wir es heute nennen würden. Härter wird dann die Auseinandersetzung im Barock mit seinen recht modern anmutenden Wettbewerbsausschreibungen, der Akzentuierung der nationalen Elemente — und einer alles Vorausgehende und Nachfolgende in den Schatten stellende Intrigenwirtschaft. Zugleich versteift sich die literarisch-polemische Fixierung der Schulregeln, und der vom gegenreformatorischen Kampfgeist vorgetragene Absolutheitsanspruch sucht auch in Sachen Kunst den Andersgläubigen zu unterdrücken und zu vernichten.

1690 triumphiert Johann Bernhard Fischer von Erlach mit seiner Einzugsporte für den neugekrönten König von Ungarn (später deutscher Kaiser Josef I.) über seine italienischen Konkurrenten. Von der Öffentlichkeit als Sieg eigenständiger deutscher Kunst gefeiert, begründet Fischer von Erlach mit dieser Einzugsporte seinen Ruhm, der von nun an weit über die Grenzen Wiens und des Landes vor allem im ganzen süddeutschen Raum und bis nach Berlin erstrahlt. Aus reicher Kenntnis der italienischen und französischen Architektur und wohlvertraut mit den historischen Bauten der Vergangenheit, setzt sich mit dem Datum der Errichtung dieser Triumphpforte ein Künstler an die Spitze der deutschstämmigen Architektur, die nun — nach den Misereen des 30jährigen Krieges — mit einem Sprung zu den großen bauenden Nationen Europas gehört. Wohl kommen auch weiterhin italienische und französische Künstler nach Deutschland, um an den Höfen der weltlichen und kirchlichen Fürsten zu wirken, aber der hiesige Maler, Bildhauer und Architekt steht nun paritätisch neben seinen ausländischen Kollegen.

Im friedlichen Wettstreit

um die großen Bauideen des Barock verbindet sich das Gedankengut italienischer, französischer und deutscher Künstler. In bewußter Anlehnung an Tradition und Nachbarschaft kommt es zu einer innigen Verschmelzung historischer Formen und übernationaler Gestaltung.

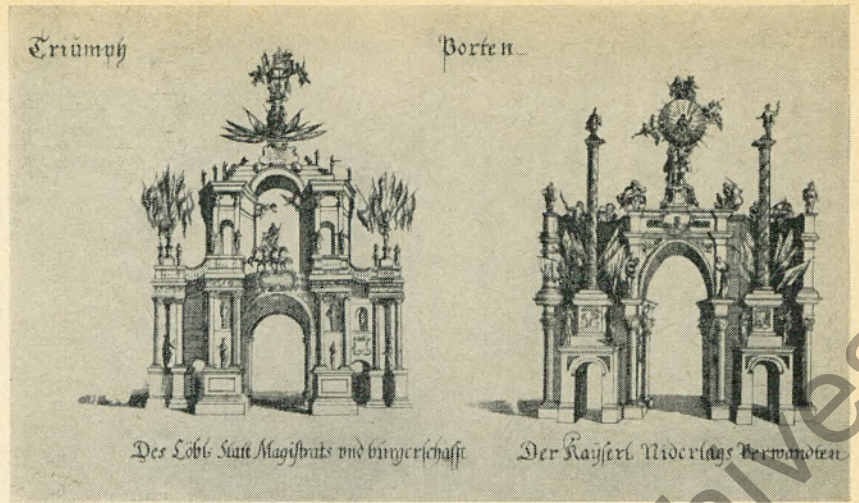
Weit sollte sich dann nach diesem Sieg von 1690 der Einfluß Fischer von Erlachs erstrecken, nach Salzburg mit der Dreifaltigkeitskirche und der Kollegienkirche, nach Prag und Mähren — um schließlich in der Wiener Karl-Borromäus-Kirche zu kulminieren. Die große Idee einer gesamtdeutschen Kunst — von Fischer gemeinsam mit Leibniz propagiert — allerdings scheitert in Fischers Wettbewerbsentwurf für ein Lustschloß Friedrichs I. von Preußen, dessen Bau unter Schlüter seit 1698 im Gange ist.

Während der erste Wettbewerb von 1690 eine neue Epoche künstlerischer und nationaler Gesinnung einleitet und als Fixpunkt für die gesamte Entwicklung des deutschstämmigen Barock anzusehen ist und in seiner Verwendung italienischer und französischer Elemente recht eigentlich das gesamte mitteleuropäische Barock mitbestimmt, wirft dieser Fehlschlag von 1704 ein bezeichnendes Licht auf die politische Situation in Deutschland und die Verschiedenartigkeit süd- und norddeutschen Kunstdenkens. Unter rein kunsthistorischen Aspekten liefern beide Wettbewerbe aufschlußreiches Material über die herrschenden Tendenzen.

Die höchsten und letzten Kunstäußerungen

verschiedener Meister treffen hart aufeinander, vermögen sich zu verbinden — oder stoßen einander ab.

Wenige Jahre vor Fischers Tod wird in einem anderen Zentrum des deutschen Barock eine der gewaltigsten Schöpfungen der mainfränkischen Kunst in Angriff genommen: Der Bau des Würzburger Schlosses. Der heftige Wettstreit in dem die beteiligten Künstler ihre Ideen durchzusetzen gedenken, dauert Jahre und bis weit nach Baubeginn an. Zunächst in einer untergeordneten Rolle arbeitend, kann sich schließlich Balthasar Neumann als alleiniger Bauinitiator durchsetzen. Im Februar 1723 wird er von seinem Bischof nach Paris geschickt, um den dort führenden Architekten Robert de Cotte und Germain Boffrand die Würzburger Pläne zur Begutachtung vorzulegen. Vor allem der Boffrandsche Zusatzentwurf wirkt sich wesentlich auf die Umrißgestaltung des Würzburger Schlosses aus. Innerlich gefestigt



durch die französischen Autoritäten und wahrscheinlich auch mit manchen neuen Erkenntnissen über das Leben der Höflinge und ihrer Intrigenwirtschaft versehen, kehrt

Balthasar Neumann nach Würzburg zurück, um nun in größter Selbständigkeit am Bau weiterzuarbeiten. Der Einfluß des ihm vorgesetzten Obristenleutnants Maximilian von Welsch wird immer mehr zurückgedrängt und erlischt fast völlig, als der von ihm 1726 eingereichte Entwurf zu einer „Kirche im Oval“ (geplant zwischen den beiden Höfen der Nordhälfte) nicht ausgeführt wird. So gilt heute die von so vielen Elementen berührte und von zahlreichen Künstlern mitberatende Bauidée des Würzburger Schlosses in ihrer Ausführung und vor allem in ihrer Einheitlichkeit als das große Verdienst Balthasar Neumanns. Hier wird deutlich, wie die

Kraft einer großen Künstlerpersönlichkeit

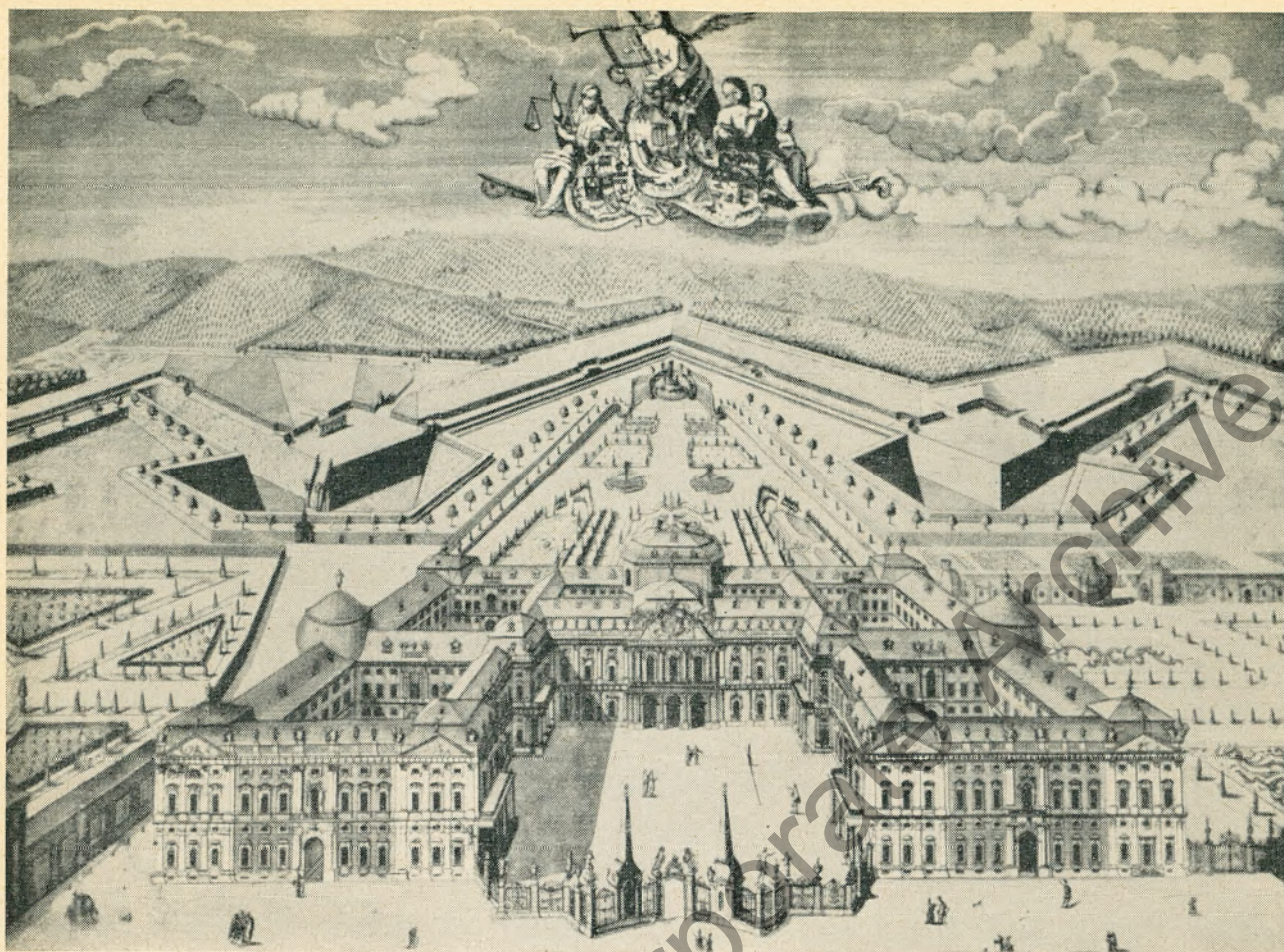
den zahlreichen Einflüssen verschiedenartiger Entwürfe und Ideen die ruhende Mitte gibt: Das Kunstwerk, das in seiner Einmaligkeit und Geschlossenheit wie gewachsen erscheint — und nicht wie ein Spiegel künstlerischen Ehrgeizes und architekturtheoretischer Polemik.

Wie hart — und um vieles folgeschwerer als in Würzburg — die verschiedenen Ideen aufeinanderprallen, veranschaulicht der Wettkampf zum Bau der Louvre-Fassade von 1665. Die bedeutendsten Architekten Frankreichs — Lemecier, Marot, Cottard und Mansart — reichen Entwürfe ein, italienische Gutachten werden angefordert, und schließlich stehen sich die Wettbewerbsentwürfe Claude Perraults und Lorenzo Berninis, der 1665 eigens in dieser Angelegenheit nach Paris kommt, in einer selten hartnäckigen und prinzipiellen Auseinandersetzung gegenüber.

In der Reihe der französischen Schlösser an der Loire und in Paris nimmt der 1546 von Pierre Lescot begonnene Louvrebau eine besondere Stellung ein. So wie Chambord ins Mittelalter zurückblickt, so weist weit in die folgenden Jahrhunderte das jüngste von diesen Schlössern — der Louvre — voraus. An diesem Riesenkomplex wird durch

Karlskirche, Wien





Würzburg

die Jahrhunderte mit mehr oder weniger Intensität gearbeitet. Der Hauptbau, das geplante große Quadrat, bleibt zum größten Teil auf dem Papier. Erst 1624 erfolgt der Weiterbau von dem Südwestviertel Lescots aus in der alten Gliederung. Unter Colbert, der 1664 „surintendant et ordonnateur général des bastiments de France“ ist, kommt es zu einer neuerlichen Bauunterbrechung und dem berühmten Wettbewerb für die Ostfassade.

Ludwig XIV. plant 1665 den Abbruch des gesamten Baues, um von Bernini einen einheitlichen Neubau, der das großartigste Barockschloß geworden wäre, errichten zu lassen.

In heftigen Auseinandersetzungen,

bei denen mehr als bloß zwei *Künstlerentwürfe* einander gegenüberstehen, setzt sich die heimische französische Art durch: Das pomphafte italienische Barock Berninis erleidet eine Niederlage durch die strengere klassische französische Manier, die der Perraultsche Entwurf liefert! Claude Perrault, 1613 in Paris geboren, ist von Haus aus Arzt und Naturwissenschaftler, neigt aber der Kunst zu und übersetzt auf Colberts Wunsch den Vitruv. Seinen größten Tri-

umph als schöpferischer Künstler erlangt er durch die Annahme seines Wettbewerbsentwurfs für die Louvre-Fassade. Während Bernini einen Plan liefert, der eine eingeschlungene Fassade mit vortretenden Eckbauten, einem mittleren, sich vorwölbenden Ovalraum, zurücktretenden Verbindungsbauten und statuenbekrönter Balustrade vorsieht, setzt Perrault anstelle der italienisch-römischen Wucht und dekorativen Steigerung zur Mitte hin eine strengbemessene klassische Kühle. Über einem hohen Sockel laufen Kolonnaden hinter großen gekuppelten korinthischen Säulen. Die giebelgekrönte Mitte und die Ecke werden durch Risalitbildung betont.

Während die Berninischen Entwürfe schon bald nach dessen Abreise nach mannigfachen Intrigen der Anhänger französischer Baukunst fallengelassen werden und diese Abkehr als eine allgemeine Abwendung vom italienischen Barockideal angesehen werden darf, erlangt der im Wettbewerb bevorzugte Perraultsche Plan Vorbildlichkeit für viele Bauten der kommenden Jahrhunderte. Mit dem Perraultschen Sieg erscheint die traditionsreiche klassisch-klassizistische Manier der französischen Baukunst in einem neuen, strahlenden Licht. Und noch auf dem Höhepunkt des franzö-

sischen Klassizismus (Place de la Concorde) ist das Vorbild des Perraultschen Wettbewerbsentwurfs deutlich spürbar. Wohl kaum sonst in der Kunstgeschichte hat sich das Ergebnis eines Konkurses als so folgenreich und fruchtbar erwiesen wie in diesem Fall.

Innerhalb der kunsttheoretischen Schriften der Zeit findet

die neue klassische Tendenz

ihren Niederschlag. Die Antike rückt auf neue verstärkt ins Blickfeld. Die zeitgenössischen Architekturtraktate liefern das Vokabular der neuerstehenden klassisch-klassizistischen Bewegung. Insofern kommt dem Perraultschen Entwurf eine geradezu epochale Bedeutung innerhalb der Kunstgeschichte zu: Er ist der Überwinder des aus Italien importierten Barock und einer der bestimmenden Faktoren innerhalb des französischen Klassizismus, der bis weit ins 19. Jahrhundert hinein den eigentlichen Stil Frankreichs bedeutet.

Dieses 19. Jahrhundert in seiner alle Kunst umwälzenden Erscheinung verleiht auch den traditionsreichen Wettbewerben der europäischen Kunst neue und zum Teil artfremde Aspekte. Neue Kreise und Mächte

schieben sich in den Vordergrund und bestimmen die Art und das Gebaren der zeitgenössischen Kunstwettbewerbe. Die von der Kommune angestregten (Welt-)Ausstellungen stellen die Kunstwerke einer Jury, die schließlich und endlich das Publikum selbst ist. Und nicht mehr die Werke der Kunst erregen so sehr die Bewunderung der nun herrschenden Klasse, als vielmehr die großartigen und monumentalen „Kunststücke“ der Technik. Neue Materialien — wie Stahl, Glas und Beton — ermöglichen Konstruktionen, die durch ihre Ausmaße und scheinbare Schwerelosigkeit einen auf das Technische gerichteten Enthusiasmus erzeugen, der alle im mühsamen Ringen mit dem schweren Stein gebildeten Höchstleistungen der vergangenen Wettbewerbe vorübergehend als verstaubte Nichtigkeiten erscheinen läßt. Sehr schnell wird nun das im gestrigen Wettbewerb gekürte Genie durch das im heutigen entdeckte ausgetauscht. Weniger das einzelne Werk als vielmehr der große Name und das Gesamt-Oeuvre eines Künstlers erstrahlen über kurze Jahrzehnte.

In einem ganz ähnlichen Sinne und unter verwandten Aspekten sind auch

die modernen Kunstwettstreite

anzusehen. Sie scheinen sich nur in ihrer Monumentalität und der Perfektion der im 19. Jahrhundert vorgeformten Manier von diesem zu unterscheiden. In unseren Tagen erleben wir im Bauvorhaben des Berliner Hansaviertels einen „Kunstwettbewerb“,

der den europäischen Rahmen sprengt und fast alle international renommierten Künstler im Herzen Europas vereinigt. Die Elite der Welt ist dem Ruf gefolgt, im künstlerischen Wettstreit ihre Ideen zu gestalten, neue Formen zu bilden und Beispiel zu geben für die zukünftige Entwicklung moderner Wohnbauweise. Gropius, Le Corbusier, Niemeyer, Vago, Aalto und andere sind aufgefordert, das im Krieg zerstörte Westberliner Hansaviertel, ein 177 qkm großes Wohngelände im Nordwesten des Tiergartens, neu aufzubauen. Monumente moderner Architektur, in klassischen Beispielen der einzelnen Künstler vorgeformt in den Ländern Europas, Asiens und Amerikas, erstehen in *einem Land, an einem Platz* — gleichsam wie eine in den Freiraum getragene Ausstellung modernen gigantischer Kunstbemühung.

Schon zu riesigen Quadern aufgetürmt, zum Teil schon bezugsfertig und bewohnt, geht der Streit um die Urheberschaft dieses in seinen städtebaulichen Ausmaßen wohl einmaligen Kunstwettbewerbes unausgesetzt weiter. Journalisten, Bausenatoren und geschlossene Behördengruppen suchen sich den Rang abzulaufen, Vater des Unternehmens zu sein. Und schon in diesem Ausgangspunkt des modernsten und fortschrittlichsten aller Kunstwettstreite zeigt sich

der Wandel unserer Kunstwelt,

ein Wandel, der im Grunde nicht so sehr in Stilveränderungen liegt, sondern soziologisch ist. Kein Fürst, kein einzelner Mäzen

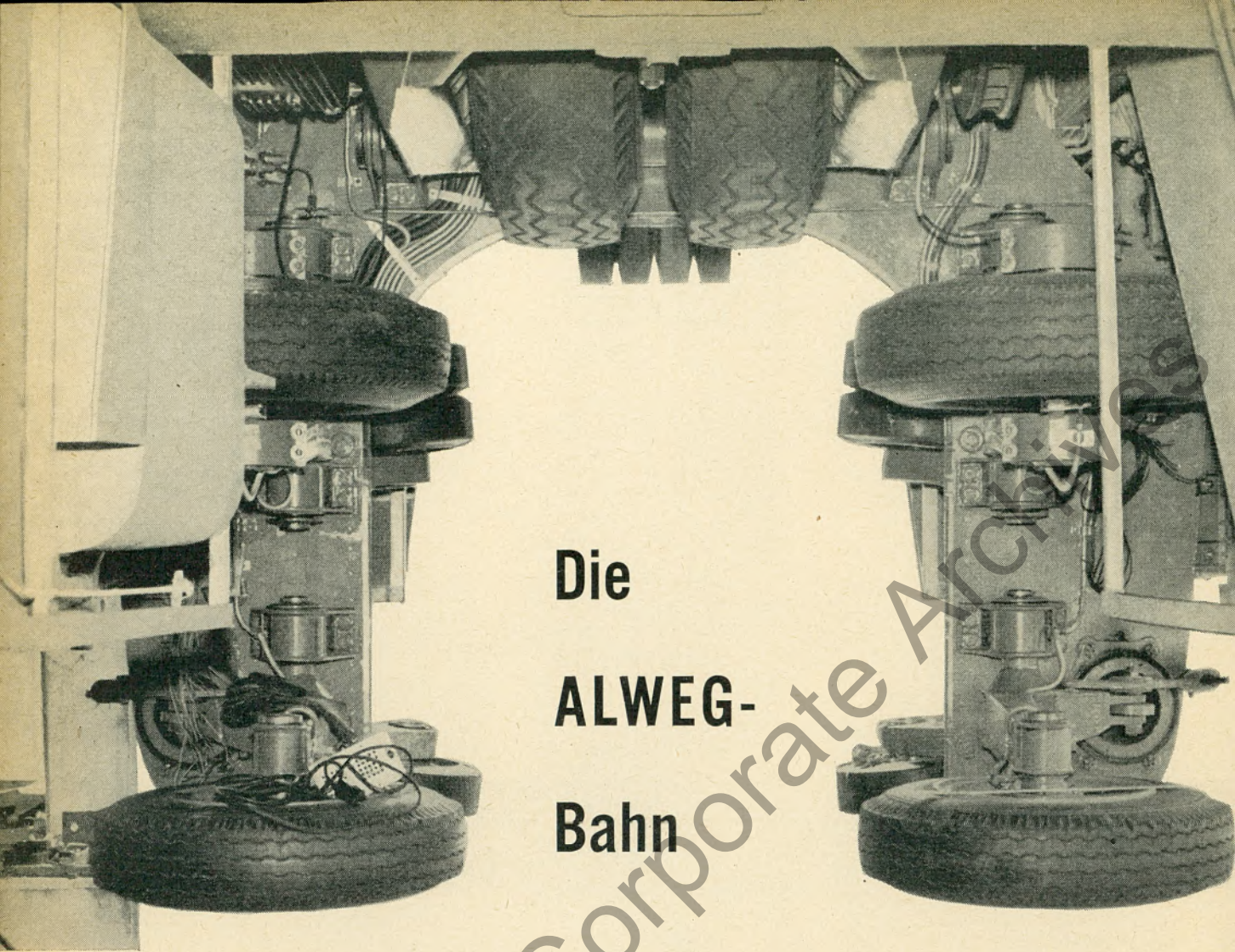
gibt das Stichwort für die Aktion, tut seinen Willen kund, sich nach Potentatenart im Bauwerk selbst zu manifestieren, sondern ein Behörden- und Aktionärskonsortium arbeitet büromäßig die Pläne aus, kontrolliert die Gelder — kritisiert künstlerische Ideen.

Nun ist dieser Wandel vom Fürsten zum Behördenvertreter längst vorweggenommen durch den revolutionär um sich greifenden soziologischen Umschwung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, aber hier in Berlin erreicht er einen vorläufigen Höhepunkt, indem die den Künstlern auferlegten Bedingungen des „sozialen Wohnungsbaues“ tief in die künstlerische Idee eindringen, sie wesentlich beeinflussen und ihrer Freiheit berauben.

Die Künstler selbst — oder doch einige von ihnen — legen in diesem gigantischen Architekturwettbewerb nicht mehr den ausschließlichen Wert auf die Erstellung des Kunstwerkes, sondern suchen eine steinerne Hymne ihres Namens zu errichten. Hier sind sie weit entfernt von der Art ihrer Wettbewerbskollegen vergangener Zeit. Das Einmalige, Besondere und unbedingt Neue zu schaffen, ist ihre erklärte Absicht. In absoluter Verneinung aller Tradition erscheint dieser Berliner Wettbewerb wie eine Auseinandersetzung isolierter Persönlichkeitsstile — und nicht mehr wie ein Konkurs verschiedener Kunstformen völkerverbindender Ideen und Schulprinzipien, aus denen durch Jahrhunderte die Kunst ihre wesentlichsten Impulse schöpft.

Perrault: Louvre-Fassade





Die ALWEG- Bahn

Zu Zeiten der beiden täglichen Verkehrsspitzen sind unsere Großstadtstraßen heute schon hoffnungslos verstopft. Die modernen Straßenbahn-Großraumwagen und die Omnibusse der Nahverkehrsbetriebe werden mit fortschreitender Motorisierung vielerorts immer mehr zum Verkehrshindernis. Die Generalverkehrsplaner in den Großstädten müssen die sogenannte „zweite Ebene“, also Untergrund-, Unterpflaster- oder Hochbahn, unbedingt in ihre Planungen einbeziehen, wollen sie dem drohenden Verkehrschaos wirkungsvoll begegnen. Ein deutsches Ingenieurteam hat im Auftrag des schwedischen Multimillionärs Dr. Axel L. Wenner-Gren ein neues Verkehrssystem entwickelt, das nach den Initialen seines Urhebers ALWEG-System benannt ist und in der Fachwelt auf ein steigendes Interesse stößt.

In Köln-Fühlingen, am Nordrand der Domstadt, geben sich die internationalen Experten des Nahverkehrs ein Stelldichein.

Was sie wie ein Magnet aus allen Teilen der Erde anzieht, ist die 1,8 km lange Versuchsstrecke der ALWEG-Einschienensbahn. Während auf der vielbefahrenen

Bundesstraße 9 zwischen Köln und Neuß die Autokolonnen in beiden Richtungen ihren Zielen zustreben, überquert hin und wieder ein hochmoderner Triebwagen in einigen Metern Höhe die Neußer Landstraße. Geräuschlos huscht das stromlinienförmige Gefährt über einen Stahlbetonbalken, der von Stützen getragen wird.

Im Auftrag des schwedischen Großindustriellen und Multimillionärs Dr. Axel L. Wenner-Gren hat ein deutsches Ingenieurteam dieses Einschienensbahnsystem in mehrjähriger Forschungsarbeit entwickelt. Der ALWEG-Zug gleicht einem Schienenbus und hat als Bahnkörper einen Stahlbetonbalken mit einem rechteckigen Querschnitt. Dieser Balken ist gleichzeitig Fahrbahn und Träger des ALWEG-Zuges, der mit einem Zwillingssreifen als Trag- und Antriebsrad auf dem Balken „aufsitzt“ sowie zu beiden Seiten mit je vier sogenannten Führungs- und Stabilisierungsrädern an dem Balken entlanggleitet. Die Höhe der Stützen, auf denen die Fahrbalken ruhen, richtet sich danach, ob der ALWEG-Zug als Hochbahn, Ober- oder Untergrundbahn verlegt werden soll.

Wie ein Sattel umgibt das Fahrgestell der ALWEG-Bahn den Stahlbetonbalken, der als Fahrbahn dient. Die Last des Zuges trägt ein zwillingssbereiftes Trag- und Antriebsrad. Zu beiden Seiten gleiten je zwei Führungs- (oben) und je zwei Stabilisierungsräder (unten) an dem Fahrbalken entlang

Der in Köln-Fühlingen vorgeführte ALWEG-Stadtbahnzug besteht aus zwei mit Gleichstrommotor angetriebenen Triebwagen, in denen 200 Personen befördert werden können. Gegenüber anderen Bahnen führen die Erbauer für das ALWEG-System folgende Vorzüge ins Feld:

1. Verhältnismäßig niedriges Anlagekapital, geringe Selbstkosten und niedrige Unterhaltungskosten.
2. Kurze Bauzeit, geringe Behinderung des „Oberflächenverkehrs“ während des Baus und geringerer Platzbedarf in der Straßenoberfläche.
3. Geräuscharmheit und völlige Sicherheit gegen Entgleisen.

Langwieriger technischer Versuche bedurfte es, um den Clou des ALWEG-Systems, den Tragbalken aus Stahlbeton, rationell und maßgerecht in Serienproduktion herzustellen. Das Ergebnis der Teamarbeit ist eine elastische, biegsame Stahlschalung, mit deren Hilfe alle in Frage kommenden Balkenformen, auch für Weichen, überhöhte Kurven usw., gegossen werden können.

Über die vielfältigen Verwendungszwecke des ALWEG-Systems haben Nahverkehrsexperten mancherlei Betrachtungen angestellt. In erster Linie ist daran gedacht, den ALWEG-Stadtbahnzug zur Verkehrsbedienung zwischen Stadtkern und Stadtrandsiedlungen oder Trabantenstädten zu verwenden. Gerade hier bedarf es eines Massenbeförderungsmittels, das schneller als die herkömmlichen Straßenbahnen und Omnibusse den Fahrgaststrom bewältigen kann. Interessant ist: Die Reisegeschwindigkeit unserer öffentlichen Verkehrsmittel ist heute schon teilweise niedriger als zu Zeiten der Postkutsche. Sinkende Reisegeschwindigkeit bedeutet aber: geringe Umlaufgeschwindigkeit, das verlangt den Einsatz von mehr Wagen, mehr Personal, und dadurch erfolgt eine Steigerung der Betriebskosten. Ein anderer Vorschlag zielt auf die Verkehrsbedienung der Flugplätze ab. Das Dilemma besteht heute darin, daß der An- und Abfahrtsweg mitunter mehr Zeit in Anspruch nimmt als die reine Flugzeit. Das hält viele davon ab, kurze Strecken mit dem Flugzeug zu fliegen. Der ALWEG-Zug mit seiner hohen Reisegeschwindigkeit



Komfort ist Trumpf in den Wagen der ALWEG-Bahn, die eine Spitzengeschwindigkeit von 80 km spielend entwickelt, ruckfrei anfährt und eine große Beschleunigung hat

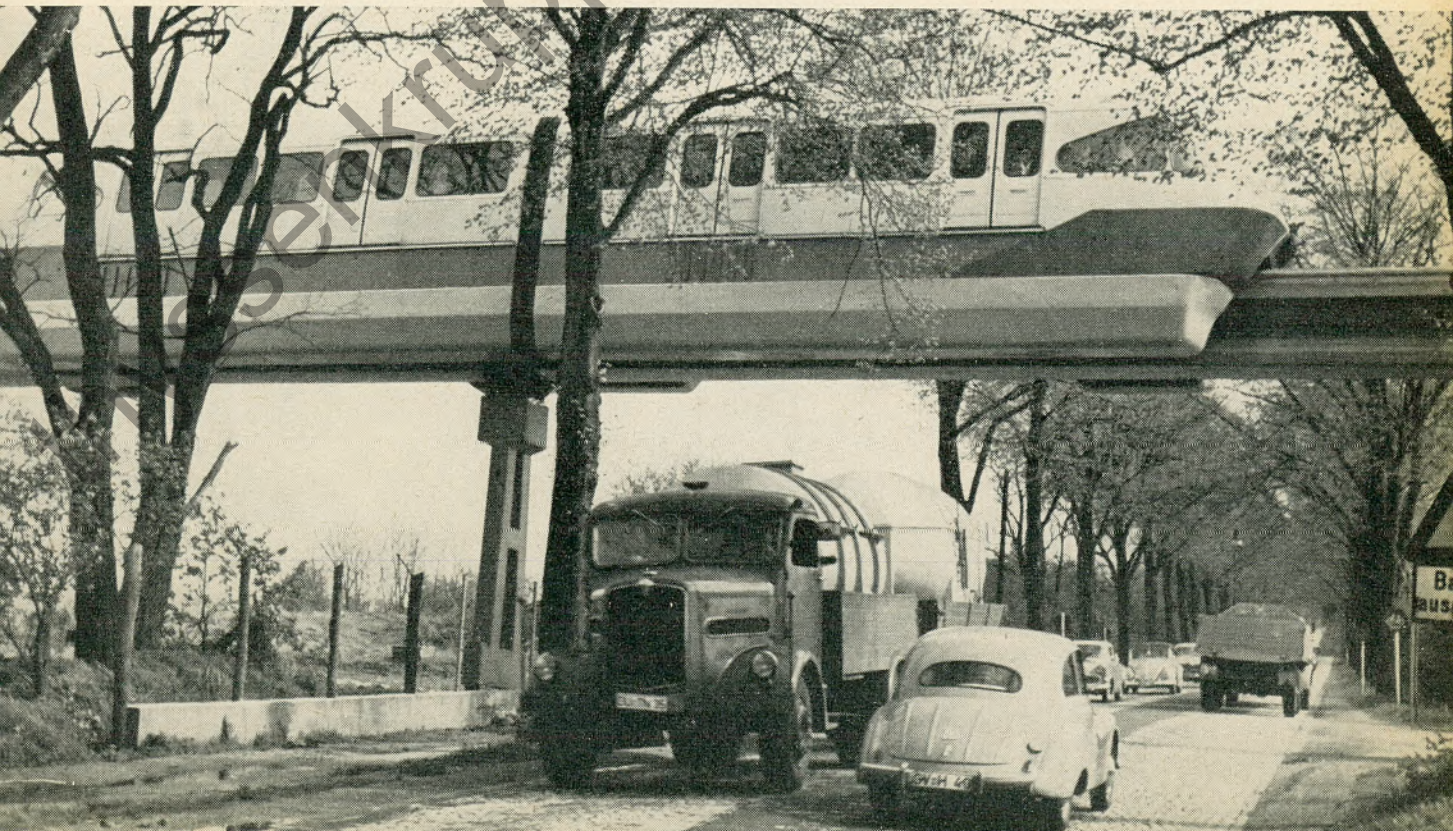
keit kann hier eine empfindliche Verkehrslücke schließen. Aber auch Schnellverbindungen zwischen nahe gelegenen Städten können durch das ALWEG-System hergestellt werden, wodurch die Ausfallstraßen entlastet werden, weil die Fahrbahnen mit ihren Stützen überall verlegt werden können und die Stützen wenig Raum einnehmen.

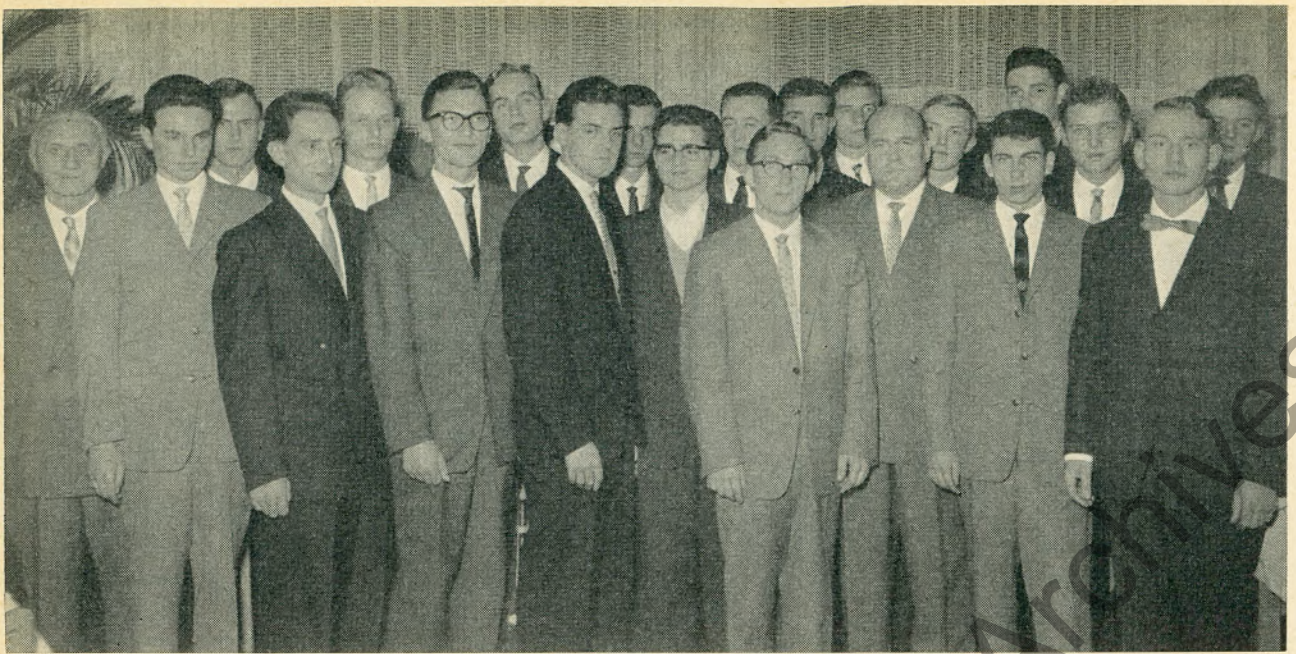
Vorerst fährt der Modellzug der ALWEG-Stadtbahn nur auf dem Versuchsgelände in Köln-Fühlingen. Noch investieren die Nahverkehrsunternehmen Geld in die

Ausweitung und Modernisierung ihres Fahrzeugbestandes. Aber die Verkehrsnot in den Städten wird von Tag zu Tag größer. Vielleicht greift eines Tages einmal ein Stadtkämmerer mit Genehmigung der Stadträte in den Säckel, damit irgendwo die erste ALWEG-Bahn verlegt werden kann. Wie immer bei technischen Neuerungen, so muß auch hier einer den Anfang machen, damit praktische Erfahrungen gesammelt werden können, die wiederum andere ermuntern, das gleiche zu tun.

Lambert Dalbert

Einem Schienenbus gleicht der ALWEG-Stadtbahnzug, der hier eine verkehrsreiche Bundesstraße in Köln-Fühlingen überquert





18 bestanden mit „Gut“. Links Meister Huster, siebter von links Ausbildungsleiter Freund

Sie wurden freigesprochen

Die feierliche Freisprechungsfeier unserer Lehrlinge, die im Herbst d. J. ihre Lehrabschlußprüfung bestanden haben, erfolgte am 5. November 1959, 8.30 Uhr, im Festsaal der Industrie- und Handelskammer zu Dortmund.

Im Anschluß daran wurde im Rahmen einer Besichtigungsfahrt nach Bad Salzungen und Oeynhausen die werksseitige Lehrabschlußfeier durchgeführt.

Das Mittag- und Abendessen wurde im Waldhotel „Forsthaus“ in Bad Salzungen eingenommen, wo auch nachmittags Kaffee und Kuchen gereicht wurden.

In der Zwischenzeit war genügend Gelegenheit vorhanden, in Salzungen und Oeynhausen die Kuranlagen zu besichtigen.

Innerhalb einer Feierstunde wurden den unten aufgeführten gewerblichen Prüflingen für die mit „Gut“ bzw. „Sehr gut“ bestandene Prüfung ein Buch und eine Geldprämie überreicht.

Mit „Sehr gut“ hat bestanden:

Sowinski, Dieter, Starkstromelektriker.

Mit „Gut“ haben bestanden:

Auel, Wolfgang, Betriebsschlosser
Dous, Helmut, Betriebsschlosser
Drieschner, Gotthard, Betriebsschlosser
Hoffmann, Ralf, Betriebsschlosser
Petsch, Norbert, Betriebsschlosser
Sollmann, Klaus, Betriebsschlosser
Stiller, Heinz, Betriebsschlosser
Stolz, Wolfgang, Maschinenschlosser
Westheider, Helmut, Maschinenschlosser

Wünnemann, Manfred, Werkzeugmacher

Allinger, Peter, Mechaniker

Balczuweit, Friedhelm, Starkstromelektriker

Bergerhausen, Klaus, Starkstromelektriker

Erdmann, Gerhard, Starkstromelektriker

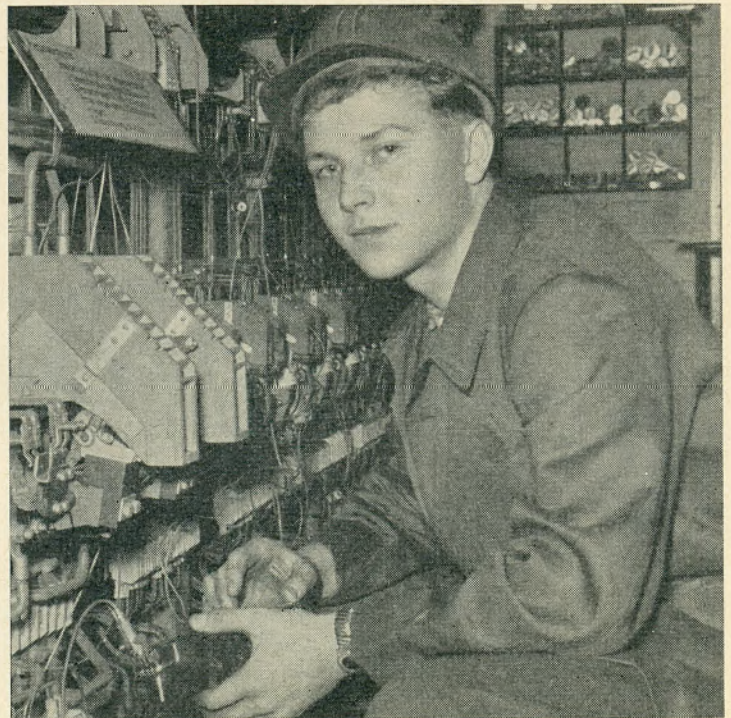
Leiske, Günter, Starkstromelektriker

Suttorp, Rolf-Dieter, Starkstromelektriker

Schüth, Bernd, Starkstromelektriker

Schultz, Helmut, Starkstromelektriker

Dieter Sowinski, Starkstromelektriker, erreichte als einziger die Zensur „Sehr gut“



Von den 30 Prüflingen, die an der Abschlußprüfung der Gruppe „Eisen und Metall“ teilnahmen, wurden folgende Noten erreicht:

Fertigungsprüfung:

Sehr gut	4	=	13,3%
Gut	23	=	76,7%
Befriedigend	3	=	10,0%
Ausreichend	—	=	— %
	30	=	100,0%

Kenntnisprüfung:

Sehr gut	5	=	16,6%
Gut	14	=	46,7%
Befriedigend	8	=	26,7%
Ausreichend	3	=	10,0%
	30	=	100,0%

Nach einem schönen, harmonischen Verlauf der Veranstaltung, die allen Beteiligten viel Freude machte, erfolgte gegen 20.00 Uhr die Rückfahrt nach Dortmund.



Wenn sie vor uns liegen, sind fünfzig Arbeitsjahre eine lange Zeit. Aber sie vergehen schneller, als man denkt, und eines Tages ist es dann soweit! Man feiert das fünfzigjährige Arbeitsjubiläum!

Einsatz und Erfolg — Soll und Haben —, der Vergleich, ob die Rechnung stimmt, ist für einen Kaufmann naheliegend. Wer nach fünfzig Arbeitsjahren dazu ja sagen kann, wird dankbar auf sie zurücksehen.

Wilhelm Amediek ist auch beruflich immer mit Soll und Haben umgegangen. Am 23. 11. 1909 hat er als kaufmännischer Lehrling in unserer Hütte angefangen. Heute ist er Prokurist und Abteilungsleiter der Abteilung Verkauf Drahterzeugnisse. Nach den Lehrjahren im Betrieb, die eine kaufmännische Abendschule abrundeten, arbeitete Wilhelm Amediek in der Registratur und später in der Verfrachtung. Im Mai 1915 wird er eingezogen und kommt

Ende November 1918 aus dem ersten Weltkrieg zurück. Er arbeitet nun im Lohnbüro der Hütte, möchte aber gerne zum Verkauf überwechseln. Das gelingt ihm 1925 — er ist inzwischen dreißig Jahre alt. Mit 34 Jahren wird er Sachbearbeiter im Drahtverkauf.

Als die Luftangriffe des zweiten Weltkrieges 1944 auch die Drahtverfeinerung stark zerstören, muß sich auch Wilhelm Amediek, wie so viele andere, den erschwerten Verhältnissen anpassen. Nach Ende des Krieges, 1945, wird Bilanz gezogen: Was ist nach dem sinnlosen Kriege übriggeblieben? Die Drahtverfeinerung ist fast restlos zerstört. Aus den Trümmern werden die Maschinen herausgegraben, und jeder packt mit an. Auch alle Mitarbeiter, die bisher hinter dem Schreibtisch saßen. Als die Maschinen wieder laufen, erhält die Arbeit wieder einen Sinn. Über die Drahtverfeinerung ist nur ein provisorisches

Wellblechdach gezogen worden; von allen Seiten fegt der Wind herein. Aber es geht aufwärts! Sollte trotzdem alle Mühe umsonst gewesen sein? Die Besatzungsmacht legt 1948 im Zuge der Demontierung auch die Drahtverfeinerung still. Die Maschinen sollen abgebaut werden. Aber es kommt nicht soweit.

1949 ist auch diese Gefahr vorüber. Wilhelm Amediek, der schon jahrelang der Abteilung Verkauf Drahterzeugnisse vorsteht, wird auch offiziell zum Abteilungsleiter ernannt. Die schwere Zeit ist vorbei, aber nicht vergessen. Sie gehört auch zu den Erinnerungen eines Jubilars, der nicht nur durch sein Alter, sondern auch durch seine reiche Erfahrung den jungen Mitarbeitern voraus ist.

Wir gratulieren Wilhelm Amediek, der in seinen freien Stunden gerne liest und seinen Garten betreut, zu seinem Jubiläum recht herzlich.

50 JAHRE IM WERK

PAUL FÜLLBERG

Als Paul Füllberg — am 9. September 1894 in Dortmund geboren — am 4. November 1909 als Laufjunge in unsere Hütte eintrat, war sein Vater, der 46 Jahre bei uns tätig war und somit später von seinem Sohn übertroffen wurde, schon ein altgedienter Hüttenmann.

Der Laufjunge Paul fand die Produktionsarbeit interessanter und fing bald als Strecker im Walzwerk V an. Mit 18 Jahren

wurde er dort 1. Sägenmann und dann Walzer. Im Frühjahr 1914 ging er zur Streckbank und — bald in den Krieg. Erst Ende März 1920 kehrte er aus der französischen Kriegsgefangenschaft und — am 15. April — in den Betrieb zurück als Hebeler, Walzer, Vorwalzer und Blockwalzer. Ab 1945 ist Paul Füllberg 1. Sägenmann im Walzwerk IV.

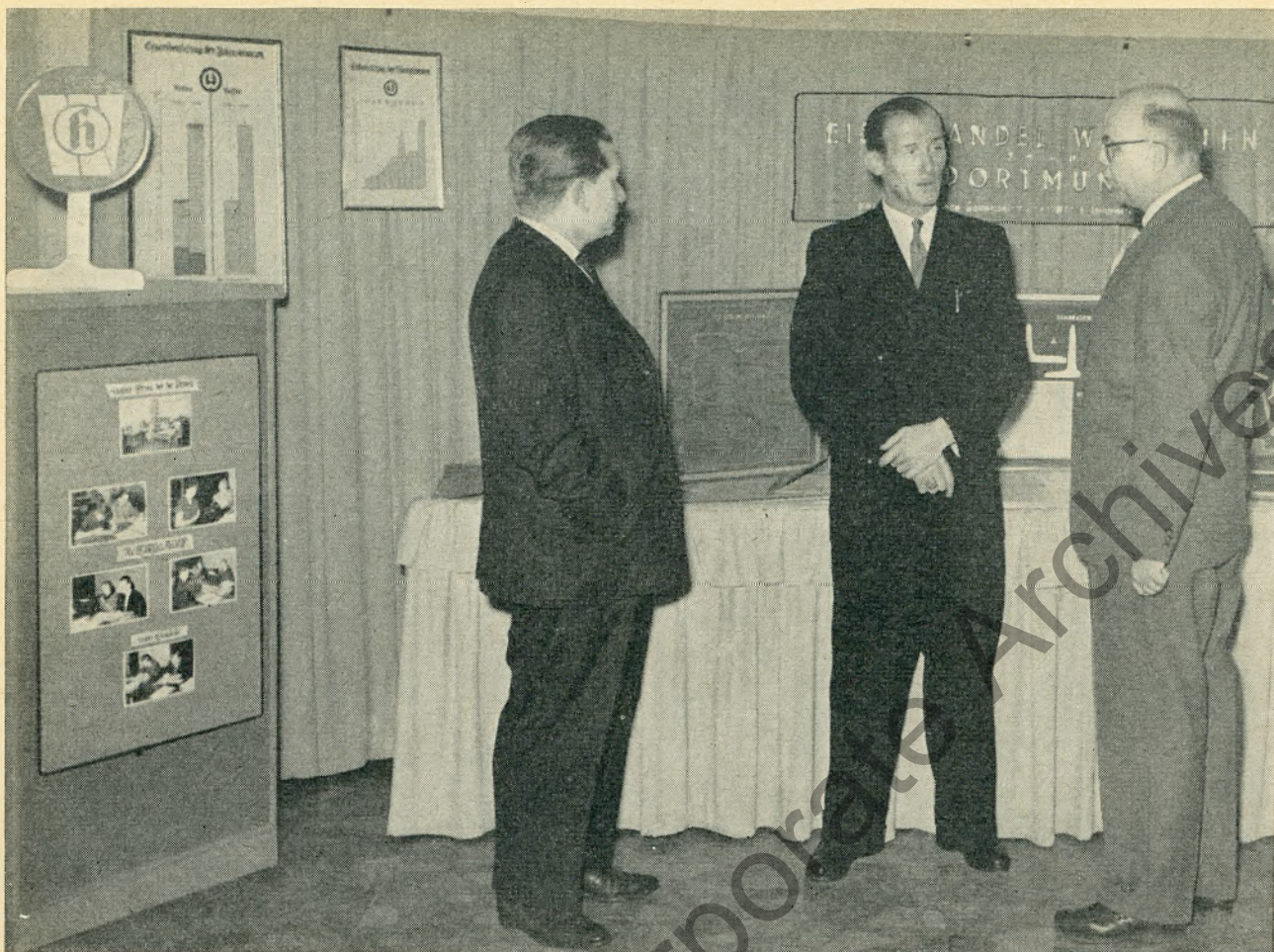
Auch seine drei Söhne arbeiten in unserer Hütte: Paul ist Obermaschinist am Hoch-

ofen, er begeht bald sein silbernes Jubiläum; Walter ist Dreher in der Mechanischen Werkstatt und Gerd 2. Maschinist am Aufzug.

Früher hatte Paul Füllberg einen schönen Schrebergarten, der — mit vielen anderen — der Ausdehnung unseres Betriebes zum Opfer fiel. Seitdem pflegt Paul Füllberg besonders sein Steckenpferd Literatur.

Alles Gute weiterhin!





Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer (Mitte) und sein Stellvertreter Helmut Latta (links) unterrichten sich auf dem Ausstellungsstand beim Leiter der Übungsfirma Eduard Lewandowski über ihr Wirken

EISENHANDEL WESTFALEN GMBH DORTMUND

Die Zukunft verlangt von uns allen eine weit größere Ausbildung als je zuvor. Sie verlangt auch geistigen Kontakt zur Technik und stellt uns vor die Notwendigkeit, schnell wechselnde Situationen zu erkennen und ihnen gewachsen zu sein. Sie muß daher in ursächlicher Beziehung zum Beruf stehen.

Die Gestaltung dieses Bildungswesens beginnt mit dem Schulwissen und dem Eintritt in den Beruf selbst.

Bindeglied zu sein zwischen der vorhandenen theoretischen Schulbildung und der praktischen Berufsausbildung ist das Ziel der Übungsfirmen. In dem vom DGB eingerichteten Übungsfirmenring werden etwa 100 Firmen betreut, die der praktischen Weiterbildung des kaufmännischen Nachwuchses dienen. Sie geben Gelegenheit, die vielseitigen Formen unseres Wirtschaftslebens kennenzulernen, denn neben Erzeugern und

Handelsfirmen arbeiten in diesem Ring Banken, Versicherungen, Krankenkassen, Anwaltsbüros, Finanzämter, Güterabfertigungen usw.

Der Geschäftsverkehr zwischen diesen Unternehmen wird praxisgetreu durchgeführt, lediglich Geld und Ware sind fingiert.

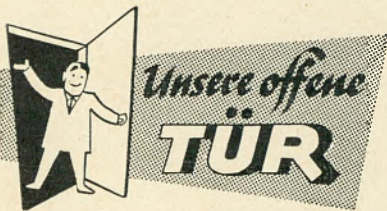
Die bei der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte als betriebsgebundene Übungsfirma arbeitende „Eisenhandel Westfalen GmbH“ hatte anlässlich des Berufleistungsvergleichs des DGB in der Woche vom 2. bis 7. November 1959 Gelegenheit, sich an einer Ausstellung im Dortmunder Stadthaus zu beteiligen. Diese Ausstellung fand bei den interessierten Kreisen und auch bei der Presse großen Anklang und eine gute Kritik. Beides soll Ansporn sein für die weitere Arbeit.

Die Übungsfirma ladet alle interessierten Jungkaufleute unseres Werkes zu einem unverbindlichen Besuch der Arbeitsabende, die an jedem Dienstag von 17.15 bis 19.00 Uhr im Schulungsraum der Lehrwerkstatt stattfinden, herzlich ein.

Lewandowski



Sie verwalten unser Geld — wenn wir gespart haben. In mehreren Gruppen besuchten die leitenden Herren der Dortmunder Stadtparkasse unsere Hütte



In den letzten 4 Wochen besuchten uns:

40 Berufsschüler aus Bielefeld, 4 Engländer, 30 Oberprimaner aus Oldenburg, 30 Berufsschüler aus Lüdenscheid, 4 Schweizer Bundesbahnbeamte, 30 Lehrlinge der Maschinenfabrik Deutschland, 40 Angehörige des Sozialkundlichen Gymnasiums,

40 Schüler der Landesfinanzschule Nordkirchen, 50 Primaner aus Nordhorn, 12 Industrielle aus Belgien, 42 Lehrlinge aus Hohenlimburg, 30 Studenten der Staatl. Ingenieurschule Gießen, 25 Ingenieure von Daimler-Benz, 50 Mitarbeiter des Hüttenwerks Oberhausen, 20 Mitglieder des Vereins für Volksbildung, 26 Schüler der Berufsschule Brilon, 30 Angehörige des Jugendausschusses der Stadt Velbert, 50 Lehrlinge der Firma Klönne, Dortmund, 20 Mitarbeiter der Stadtparkasse Dortmund, 20 Mitarbeiter der Nie-

derlassungen des Hoesch Eisenhandels, 37 Mitarbeiter der Stadtparkasse Dortmund, 50 Mitarbeiter des Hüttenwerks Oberhausen, 30 Studenten der Staatsbauschule Essen, 35 Lehrlinge der Hoesch Rohrwerke, Hiltrup, 15 Mitarbeiter der Firma KERAFEST, Dortmund, 35 Schüler der Kreisberufsschule Korbach, 50 Mitglieder der Gewerkschaft Erziehung, Remscheid, 50 Mitarbeiter des Hüttenwerks Oberhausen, 15 Jugendliche aus dem Jugenddorf Oespel, 30 Lehrlinge der Gewerkschaft Viktor in Castrop.

Direktor Dr. Harr erklärt dem Staatspräsidenten von Guinea, Sekou Touré (links neben Dr. Harr), Erzeugnisse unserer Hütte





So einfach

haben wir es doch für jeden gemacht:

Überall, in jedem Betrieb, bei allen Werkseingängen, hängen unsere Briefkästen, die auf den Einwurf von Verbesserungsvorschlägen warten. Adressieren Sie Ihre Schreiben an Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke. Dann haben Sie die Gewißheit, daß Ihre Eingaben ohne Zeitverlust bearbeitet werden.

Übrigens: Weihnachten naht. Da kann jeder eine gute Prämie wohl gebrauchen.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Karl Harnischfeger und Heinrich Schulz, Maschinenabteilung Stahlwerk III: Der Vorschlag über den Schutz für Gewichtsausschalter am Gießkran Stahlwerk III ist ausgeführt worden und hat sich bewährt. Bisher war er so angebracht, daß beim Kippen der Gießpfanne der Gewichtsschalter an der Seiltrommel schleifen und ecken mußte. Störungen waren hierdurch gegeben. Durch die jetzt angebrachte Schutzvorrichtung ist mit großer Sicherheit ein einwandfreies Arbeiten des Schalters gegeben.

Werner Hübner und Alfred Kunzig, Thomaswerk: Durch Dampf sollen die Konverterbodenplatten jetzt gereinigt werden. Bisher war dies sehr schwierig, da z. B. sämtliche Bodenlöcher erst wieder aufgerieben werden mußten. Jetzt ist das Aufreiben in wesentlich kürzerer Zeit durchzuführen, da die Dolomitansätze sich leichter lösen.

Erich Handtke und Karl-Heinz Cichorz, Maschinenabteilung Hochofen: Die Auflageböcke für die Einlaßventile der Zweitaktmaschinen bei Reparaturen sind in der vorgeschlagenen Konstruktion gut zu gebrauchen. Das Unterbauen mit Holz war keine gute Lösung.

Werner Weiß, Kaltwalzwerk: Durch die Änderung des Zwischentriebes am Transportband der Kaltbandzerteilanlage II ist es jetzt möglich, auch nur mit einem Transportband zu arbeiten. Weiterhin werden die sehr teuren und empfindlichen PIV-Getriebe entlastet.

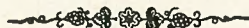
Jubilare Dezember 1959

40

FRANZ RYCHLOWSKI
Hochofen
FRANZ TIEDTKE
Steinfabrik
FRANZ KANTHAK
SM-Stahlwerk I/II
LEO LANGOWSKI
Breitbandwalzwerk
LEONHARD BUSCHHOFF
Thomaswerk
AUGUST PIEPER
Mechan. Werkstätten
WILHELM WOCKER
Eisenbahnwesen/Gleisbau
WILHELM WEGMANN
Mechan. Werkstätten

25

FRIEDRICH BÜSCHER
Werksaufsicht
HEINRICH DANIEL
MA-Walzwerk I/III
HERBERT FEHSE
Elektrotechn. Abt.
FRIEDRICH BRAUSE
Kaliberwalzwerke
JOHANN GABRIEL
Phosphatfabrik
ERNST GRETE
Reserveteillagerhaltung
FERDINAND SESECKE
Kaltwalzwerk
ALFRED NIEMEYER
MA-Stahlwerke
LEO JELLMANN
SM-Stahlwerk I/II
KARL KÖSTER
Kaltwalzwerk
MAX STEIN
Kaltwalzwerk
EWALD SCHWARZ
Bauabteilung
KARL LAHMERT
Mechan. Werkstätten
ERWIN POTH
MA-Hochofen
HEINZ SCHÜTTE
Kaltwalzwerk
JOSEF SCHMITZ
SM-Stahlwerk I/II
KARL CLEMENS
Kaliberwalzwerke
HEINRICH KRONIGER
Hochofen
HEINRICH GERTISCHKE
Betriebswirtschaft
PAUL SIMON
Bauabteilung
OTTO DILLENHÖFER
Neubauabteilung
PAUL MADAYA
Breitbandwalzwerke
WALTER MENKHOF
Lagerwirtschaft



Verdienstvolle Mitarbeiter

Hermann Müller, Erzvorbereitung: Der Vorschlag über einen Entlüftungsschacht am Erzvorberecher ist gut. Der Betrieb hat ihn geprüft und ist zu dem Entschluß gekommen, nicht nur am Vorberecher, sondern auch am Nachberecher einen Entlüftungsschacht in Form eines Dachreiters anzubringen. Es ist anzunehmen, daß hierdurch ein großer Teil des unangenehmen Erzstaubes abgetragen wird, zumindest aber die Frischluftzufuhr erheblich besser wird.

Wolfgang Jänicke, Eisenbahnabteilung: Durch die Verbindung der etwa 300 m auseinander liegenden Arbeitsstellen mittels Telefon wird eine schnellere und sichere Rangiermöglichkeit im Bereich des Erzumschlages ermöglicht. Außerdem fällt der jetzt jedesmal notwendige Marsch zum nächsten Telefon, der in diesem unübersichtlichen Gelände vor allem nachts sehr gefährlich ist, fort.

Friedrich Maiweg, Elektrotechnische Abteilung: Durch die Auswechslung des Steuerspannschalters gegen einen Druckkopfschalter wird vermieden, daß der Übergabewagen der Straße IX versehentlich nicht rechtzeitig abgeschaltet wird. Hierdurch wird eine größere Unfallquelle beseitigt.

Günter Koswald, Thomaswerk: Durch die Änderung des Rohres, das zum Flicken der Konverterböden im Thomaswerk benutzt wird, ist jetzt diese Arbeit weniger gefährlich und geht schnell vor sich.

Warum leben Frauen länger?

Es ist eine medizinisch und statistisch längst erwiesene Tatsache, daß Frauen älter als Männer werden. Die Lebenserwartung beträgt gegenwärtig im Bundesgebiet für erstere 68,5, für letztere dagegen nur 64,6 Jahre. 29 Millionen Frauen in Westdeutschland stehen 25,5 Millionen Männern gegenüber, was einen Frauenüberschuß von 3,5 Millionen ergibt. Dieses Mißverhältnis ist nicht nur bei uns zu beobachten, sondern mit Ausnahme mancher Gebiete, wie Australien und Neuseeland, eine internationale Erscheinung. In 72 von 75 Ländern der Welt, in denen genaue Bevölkerungsstatistiken geführt werden, überleben die meisten Frauen ihre Männer. Das bedeutet eine entsprechende „Witweninflation“. Besonders schlimm ist es in dieser Hinsicht in den Vereinigten Staaten, wo von den etwa 1,5 Millionen Menschen, die dort alljährlich sterben, weniger als 650 000 Frauen, jedoch über 850 000 Männer sind.

Die Wissenschaft hat sich erfolgreich bemüht, dieses Rätsel zu lösen. Sie konnte zunächst feststellen, daß Frauen mit einer vollständigen Reihe Chromosomen, welche als Bestandteile des Zellkerns die stofflichen Träger der Vererbung sind, geboren werden, während bei den Männern eines von ihnen offenbar eine Fehlleistung der Natur ist. Ferner besitzt das weibliche Geschlecht verhältnismäßig mehr weiße Blutkörperchen als das „starke“, was entscheidend bei der Abwehr von Infektionskrankheiten ist.

Männer sind anfälliger

für Kreislaufstörungen und andere Leiden als Frauen. Der gefürchtete Herzinfarkt tritt fast nur bei den ersten auf, obwohl auch letztere besonders nach den Wechseljahren daran sterben können. Ferner glaubt man, daß die Hormone der weiblichen Eierstöcke ihren Trägerinnen eine größere Lebenskraft verleihen. Schließlich besitzen die Frauen eine größere Schild- und Speicheldrüse als die Männer, was bei letzterer allerdings nur während der Schwangerschaft zutrifft.

Jede Frau wird von der Natur grundsätzlich darauf vorbereitet, mindestens ein Kind in die Welt zu setzen. Sie ist daher körperlich und seelisch für außergewöhnliche Strapazen gerüstet, wie sie Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett zweifellos bedeuten. Der Mann dagegen ist mit Ausnahme der Reife und der auch für ihn geltenden Wechseljahre während seines ganzen Lebens keinen Veränderungen unterworfen, die ihn biologisch „abhärten“ könnten. Dafür steht er gewöhnlich in einem härteren

Wir kommentieren und glossieren

Vermeidbare Tragödien in der Familie

Unsere Sextaner haben das erste Halbjahr hinter sich gebracht, manche gut, manche schlecht. Das erste Zeugnis oder der berühmte „blaue Brief“ haben manche Eltern von dem hoffnungslosen Leistungsstand ihres Sprößlings informiert und wegen unzureichender Begabung zu einem weniger anspruchsvollen Schulzweig geraten.

Ein Sturm väterlicher Entrüstung entfesselt sich. Von Mangel an Begabung kann ihrer Meinung nach überhaupt keine Rede sein. „Der Bengel ist zu faul“. Also preußischer Drill. Damit beginnt oft nicht nur für den Jungen, sondern für die ganze Familie eine wahre Tragödie. Nicht einmal dem Pensum der Schule gewachsen, wird das Kind nun unbarmherzig in fast allen Hauptfächern mit Nachhilfestunden belastet. Oft ohne vorherige Fühlungnahme mit dem Lehrer, der davon abgeraten hätte.

Aber alles ohne Erfolg.

Der Junge wird durch die Mißerfolge nur entmutigt und verliert allmählich sein Selbstvertrauen. Bald wird aus dem fröhlichen Jungen ein gedrücktes, unfrohes, nervöses Menschenkind, oft sogar mit deutlichen Anzeichen einer beginnenden Neurose. Er bekommt einen Minderwertigkeitskomplex, der ihn sein ganzes späteres Leben sehr behindert.

Wie schwerwiegend solch seelische Schäden sind, machen sich die meisten Eltern gar nicht klar. Die empfohlene Umschulung auf einen der Begabung des Kindes gemäßen Schulzweig würde mit einem Schlag der Tragödie ein Ende bereiten und den erlittenen seelischen Knacks noch einigermaßen reparieren. Doch der ehrgeizige, erfolgbesessene Vater empfindet das als eine „Schande“. Sein Sohn ohne Abitur! Was ihm an Begabung fehlt, soll er durch überdurchschnittlichen Fleiß wettmachen.

Gerade die heutigen Väter,

die nach dem Kriege aus dem Nichts wieder etwas aufgebaut und es „zu etwas gebracht“ haben, neigen dazu, ihre Kinder zu überfordern, von ihnen ähnliche Wunderleistungen zu verlangen. Sie vergessen, daß nur die ungewöhnlichen Umstände ihre außergewöhnliche Energie und ihren Einsatz bewirkt haben. Ihr Junge aber wächst in einer normalen Zeit auf. Seine eiserne Ration an Energie, über die er für den Notfall verfügt, kann nicht schon mit zehn Lebensjahren angezapft werden. Es sei denn, man mache ihn schon als Kind seelisch zum Krüppel.

Gewiß, Eltern fällt es nicht leicht, ihre stolzen Hoffnungen zu begraben. Titel, soziales Ansehen und eine gutbezahlte Stellung sind kein leerer Wahn. Doch ist es nicht vielleicht besser, ihr Kind begnügt sich mit einem praktischen Beruf, als daß es mit viel Mühe und Not endlich „auf Vordermann“ gebracht wird (wie Väter so schön sagen), aber, ständig überfordert, sein Leben lang unsicher und unfroh bleibt? Wenn wir wirklich nur, wie wir vorgeben, das Glück unseres Kindes wollen, stellen wir es nur in den Kreis, den es auch ausfüllen kann.

Den verblendeten Ehrgeiz des Vaters sollte die verantwortungsbewußte Mutter bremsen und ihn auf das aufmerksam machen, was man unter Glück versteht: Ungebrochener Lebensmut und ein fröhliches Herz.

Ausbildung von heute — Produktivität von morgen

Nach den harten Jahren des Wiederaufbaus ist es nunmehr hohe Zeit, die Ausbildung der verschiedenen Stufen und Ebenen daraufhin zu prüfen, ob sie den Anforderungen der Wirtschaft und des Staates von morgen entspricht. Die Entscheidung über eine verlängerte Zeit der Volksschulausbildung, eine breitere Bildungsbasis für die höhere Schule, der sogenannte zweite Bildungsweg, eine Änderung der „Fachfabrikation“ an den Universitäten und Hochschulen, stärkere Angleichung der Ausbildungswege in den europäischen Ländern, die Vermittlung eines europäischen Bewußtseins; das alles sind nur Stichworte eines weitschichtigen Programms, das in den nächsten Jahren bei uns gelöst werden muß, wenn wir den Stand und die Leistung unserer Wirtschaft, unserer Kultur und auch der Technik halten wollen.

Es gibt Pessimisten, die der Auffassung sind, daß wir Gefahr laufen, ein unterentwickeltes Land zu werden,

falls wir noch länger so wenig oder zu wenig für die Aus- und Fortbildung künftiger Generationen tun. Die Leistungen von heute beruhen auf einem soliden Schul- und

Ausbildungssystem von gestern. Die Menschen von heute sind sicherlich in der Substanz nicht schlechter als die Ausbildungsschicht von vor 20 Jahren. Aber die Ablenkung, die zu geringe Konzentration, die zu wenig ausgeprägte Hingabe an den kommenden Beruf, die oft festzustellen sind, stellen ernste Warnsignale dar.

Man kann die Schuld nicht bei der jungen Generation suchen, sondern in der historischen Entwicklung und den Zeitbrüchen der letzten 30 Jahre. Wir müssen in Zukunft entschieden mehr für die Ausbildung tun, wenn wir „die Zukunft gewinnen wollen“. Die Verkürzung der Arbeitszeiten bietet sicherlich in der Phase der Fortbildung in zunehmendem Maße Zeit, sich neben dem Beruf weiter- und fortzubilden. Aber beinahe noch wichtiger ist es, der kommenden Generation, angefangen von der Volksschule über die höheren oder Fachschulen bis zu den Hochschulen und Universitäten, ein breiteres, nicht unbedingt fachlich vertieftes, sondern die Zusammenhänge besser darstellendes Allgemeinwissen und möglichst auch eine entsprechende Bildung zu vermitteln.

Die zunehmende Spezialisierung

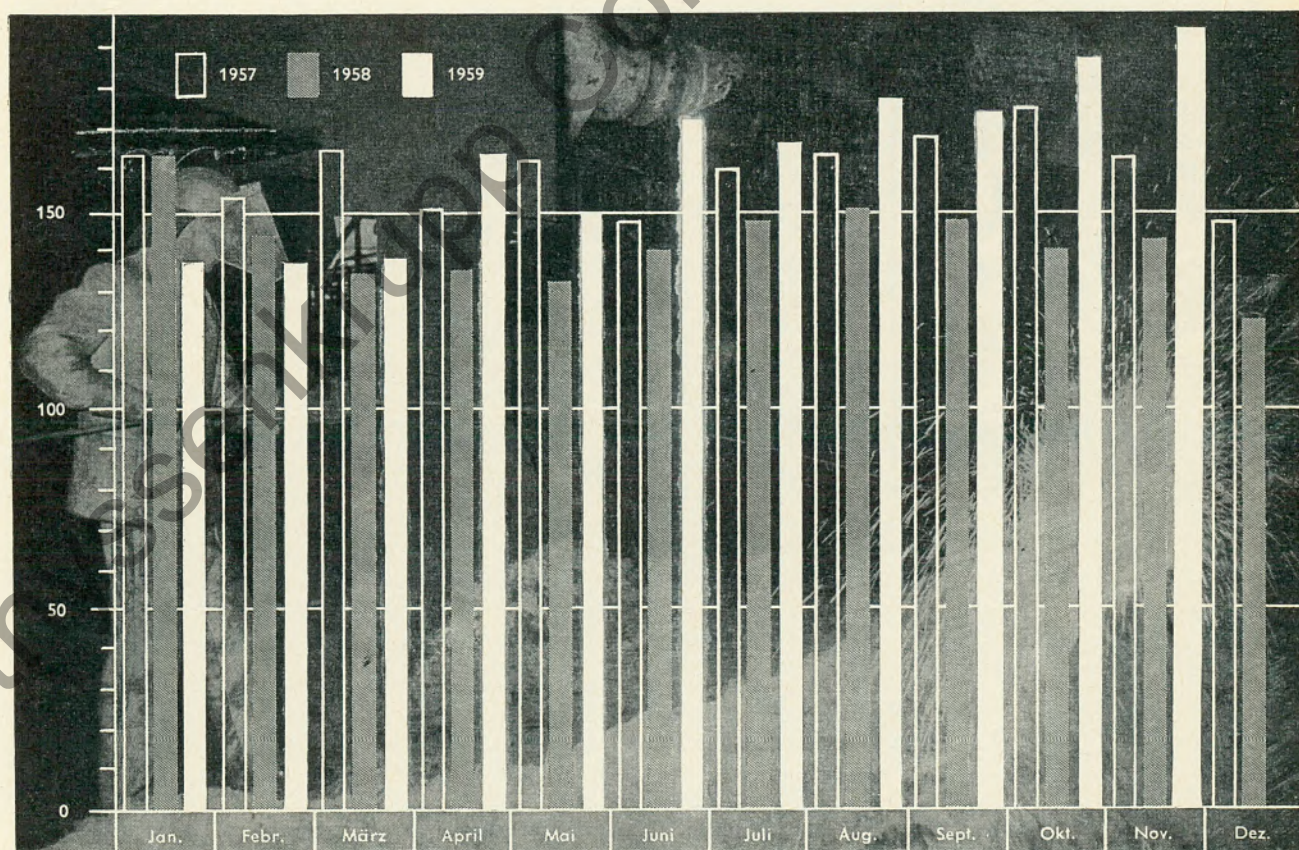
erfordert zwar ein immer spezielleres Fachwissen. Aber die Zukunft hängt nicht nur von den bestens ausgebildeten Spezialisten, sondern einer möglichst breiten Schicht mit fundiertem Allgemeinwissen ab, die noch in der Lage ist, die immer komplizierter werdenden Zusammenhänge zu übersehen und zu meistern. Es hieße das Gewicht der Produktivität unterschätzen, wenn man nur durch Rezepte im engen fachlichen Bereich oder durch Entwicklung und Anwendung von Methoden in den Fachbereichen ihren Anforderungen gerecht werden könnte. Entscheidend wird das Wissens- und Bildungsfundament der Menschen in der Breite und Tiefe sein, die einem Land in Zukunft zur Verfügung stehen. Deshalb hängt nicht nur die deutsche, sondern auch die europäische Zukunft von der Aus- und Fortbildung der kommenden Generation ab.

Berufs- und Existenzkampf

als die Frau, was die Entwicklung von Herzkrankheiten fördert. Vielfach ernährt er sich unvernünftiger als das „zarte Geschlecht“, das Milch und frisches Obst liebt, oder raucht und trinkt mehr. Schließlich ist in diesem Zusammenhang noch die oft sitzende Lebensweise der Männer an ihrem Arbeitsplatz zu erwähnen, die ihre Gesundheit untergräbt. Im Verein mit einer zu fettreichen oder vitaminarmen Nahrung schädigt sie auf die Dauer auch die stärkste Konstitution. Die Hausfrau dagegen, die dauernd vom Herd zum Küchenschrank, Spültisch oder in die Speisekammer eilt, hat dabei genügend Bewegung. Auch durch das tägliche Einkaufen wird dafür gesorgt. Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß in Wirklichkeit nicht die Frauen, sondern die Männer das „schwache Geschlecht“ sind. Ihre Gesundheit und ihr Leben werden durch so viele äußere Einflüsse gefährdet, daß man sich wirklich nicht mehr wundern sollte, wenn in den meisten Ländern die Zahl der Witwen von Jahr zu Jahr immer mehr zunimmt.

Eduard Bauer

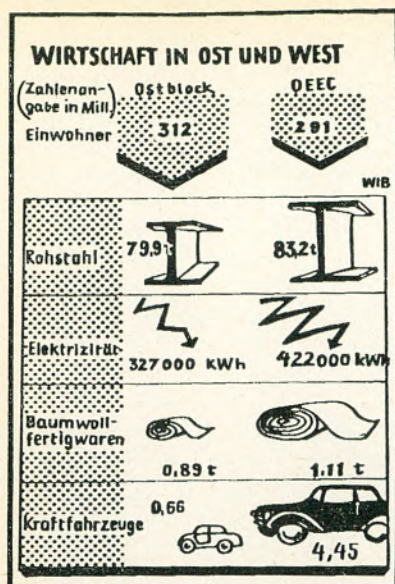
UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



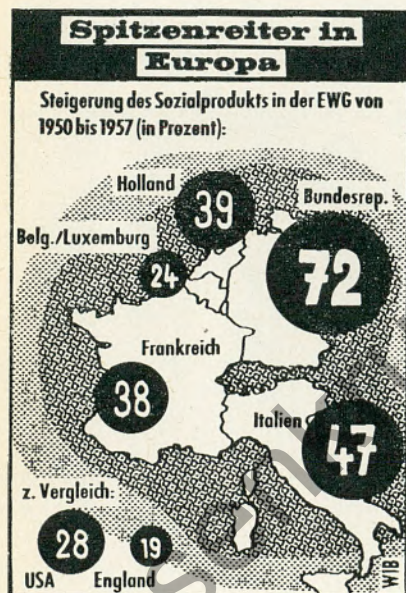
Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchsterzeugung Nov. 1959 = 191 500 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t



Produktionsvergleiche zwischen dem Ostblock und den OEEC-Ländern fallen fast immer zugunsten des Westen aus. Gelingt es auch dem Ostblock, durch Zusammenfassung aller Kräfte in der Erzeugung von Grundstoffen den Vorsprung des Westens langsam aufzuholen, so liegt dieses Ziel bei den Konsumgütern noch in weiter Ferne. Genauso verhält es sich auch mit hochwertigen Gütern, wie zum Beispiel mit Kraftfahrzeugen.



Unter den Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) hat die Bundesrepublik bei der Steigerung ihres Sozialprodukts, also des Werts ihrer volkswirtschaftlichen Gesamtleistung, in den Jahren von 1950 bis 1957 nach jetzt vorliegenden Untersuchungen — auf Grund der wirtschaftlichen Ausgangsstellung — am besten abgeschnitten. Mit Abstand folgt der EWG-Partner Italien. — Das Sozialprodukt Westdeutschlands belief sich im vorigen Jahr auf 223,3 Milliarden DM, das waren 6,1 Prozent mehr als im Jahre zuvor.

TECHNIK UND PRODUKTION

1975: mehr als 500 Millionen Tonnen Stahl?

Prof. Dr. F. Baade, Direktor des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, hat die Weltstahlproduktion für das Jahr 1975 auf mehr als 500 Mill. t geschätzt. In einem Vortrag „Eisen und Stahl in der Welt von morgen“ kam Baade zu der Feststellung, daß die Stahlproduktion von 1950 bis 1958 viel stärker gestiegen sei als in irgendeinem Zeitraum vorher, nämlich von 188 Mill. t auf 260 Mill. t. An der Jahresproduktion 1958, dem Jahr der „Rezession“, waren die USA aber nur noch mit einem Anteil von weniger als einem Drittel beteiligt. Die Stahlproduktion des kommunistischen Blocks lag im Jahre 1958 mit 80 Mill. t bereits höher als die der USA im gleichen Jahr.

Im Jahre 2000 werde der Stahlverbrauch je Kopf der Weltbevölkerung — unter der entscheidenden Voraussetzung, daß der Frieden erhalten bleibt — zwischen 300 und 400 kg liegen. Bei einer Weltbevölkerung von 6,5 Md. Menschen würde sich dann ein Stahlverbrauch von mehr als 2 Md. t ergeben. Der bei weitem überwiegende Teil nicht nur des Stahlverbrauchs, sondern auch der Stahlproduktion, wird dann auf andere Länder als Westeuropa und Nordamerika entfallen. Indien ist ja heute schon im Begriff, sich eine große Stahlindustrie aufzubauen, von der Sowjetunion und China ganz zu schweigen.

Wenn die alten Stahl Länder, die zu Beginn unseres Jahrhunderts mehr als 90 Prozent der Stahlproduktion der Welt lieferten, nämlich Europa und Nordamerika, in der Welt des Jahres 2000 ihre Stellung einigermaßen behaupten wollen, so müssen sie die Steigerung der industriellen Produktion unvergleichlich erfolgreicher organisieren als bisher.

Der Trend zum größeren Betrieb

Hierzu erklärt die Bank für Gemeinwirtschaft in der Oktoberausgabe ihrer „Wirtschafts-Blätter“:

Es gibt wenig Vorgänge im Wirtschaftsleben, die sich mit der gleichen Eindeutigkeit statistisch nachweisen lassen wie die Tatsache, daß in einer wachsenden Wirtschaft auch die Betriebe größer werden. Der Trend zum größeren Betrieb ist sowohl in der Industrie als auch im Handwerk und im Handel feststellbar.

Die durchschnittliche Beschäftigtenzahl je Industriebetrieb hat sich von 1952 bis 1958 von 64 Personen auf 83 Personen erhöht. Diese Steigerung ist nicht nur durch eine Vergrößerung des Beschäftigtenvolumens, sondern auch durch eine Verringerung der Zahl der Betriebe bedingt. Denn die Gesamtzahl der Industriebetriebe in der Bundesrepublik hat sich von September 1952 bis September 1958 um rund 1000 vermindert.

Diese Verminderung entfällt ausschließlich auf die Kleinbetriebe mit 1 bis 49 Beschäftigten, während in allen darüberliegenden Betriebsgrößenklassen die Zahl der Betriebe in dem angegebenen Zeitraum sich erhöht hat. Die Verhältnisse liegen naturgemäß in den einzelnen Branchen durchaus verschieden. Der allgemeine Trend aber ist darin zu sehen, daß im Verlaufe des Wachstumsprozesses immer mehr Betriebe in die nächsthöhere Betriebsgrößenklasse aufrücken, während die Zahl der Klein- und Kleinstbetriebe abnimmt.

Es liegt also ein bemerkenswerter Wesenszug der neueren wirtschaftlichen Dynamik darin, daß das wirtschaftliche Wachstum nicht in dem zahlenmäßigen Zuwachs neuer Betriebe zum Ausdruck kommt, sondern in der steigenden und sich vergrößernden Kapazität der vorhandenen Betriebe, also in jenem Vorgang, der durch den Trend zum größeren Betrieb gekennzeichnet wird.

Diese Art des Wachstums ist vor allem dadurch bedingt, daß der technische Fortschritt an jeden einzelnen Betrieb immer größere Anforderungen stellt und diesen dazu zwingt, sich zu erweitern.



(+ 10 Prozent). Da aber in der Bundesrepublik die Arbeitszeit stärker herabgesetzt wurde als in den anderen Ländern, war ihr Produktivitätszuwachs je Beschäftigten mit + 22 Prozent auch niedriger als in Österreich (+ 31 Prozent) und Finnland (+ 27 Prozent).

(„Schnelldienst
des Deutschen Industrieinstituts“)

Bonn sorgt sich um das Lohnklima

Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Bundesrepublik verlangt ein sorgfältiges Abwägen aller Entwicklungstendenzen. Ein für konjunkturpolitische Entscheidungen genügend gesichertes Urteil über die längerfristige Entwicklung läßt sich zur Zeit noch nicht abgeben. So schreibt das Bundeswirtschaftsministerium in seinem neuesten Bericht über die wirtschaftliche Lage im Juli... Der Bericht zeichnet das ruhige Lohn- und Preisklima nicht mehr so gesichert wie in den letzten Monaten. Wenn auch für die nächsten Monate nicht mit einem verstärkten Lohnanstieg zu rechnen sei, so zeige die Erfahrung doch, daß die anhaltend lebhaftere Nachfrage nach Arbeitskräften die Lohnsituation nicht unberührt läßt. Das Arbeitseinkommen könnte im nächsten Jahr durch übertarifliche Bezahlung möglicherweise wieder gesteigert werden. Wegen der Verteuerung wichtiger Nahrungsmittel werden auch von der Preisseite her die Voraussetzungen für die Erhaltung des ruhigen Lohnklimas als etwas ungünstiger bezeichnet. Wenn im nächsten Jahr eine Verbrauchskonjunktur, ausgelöst durch wachsende Einkommen und eine geringe Neigung zum Sparen, auf eine unvermindert lebhaftere Investitions- und Exportkonjunktur treffen würde, dann würde das Gleichgewicht in der Wirtschaft zweifellos gestört werden. Der Bericht sagt nicht, daß es so kommen muß. Seine Autoren möchten aber die Gefahren rechtzeitig bannen.

(„Die Welt“)

Der Produktivitätszuwachs in Westeuropa

Nach Berechnungen der Wirtschaftskommission der UN für Europa ist von 1953 bis 1958 das Produktionsergebnis je Arbeiterstunde in der Industrie der Bundesrepublik um 33 Prozent gestiegen. Es blieb damit nur hinter der Zunahme in Frankreich (+ 40 Prozent) und Italien (+ 35 Prozent) zurück. Die Steigerung in Westdeutschland war dagegen höher als in Österreich (+ 31 Prozent), Finnland (+ 31 Prozent), Belgien (+ 28 Prozent), den Niederlanden (+ 19 Prozent), Dänemark (+ 14 Prozent) und Großbritannien

Verbraucher:

Warum nicht Preise senken?

Das Wort Preissenkung scheint tabu zu sein, meinte die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände in Bonn. Obwohl die Preissenkung das einfachste und wahrscheinlich wirkungsvollste Mittel sei, Absatzschwierigkeiten zu beheben, werde sie überhaupt nicht genannt. — Die Verbraucherverbände sprechen von einer neuartigen Erkrankung des Wirtschaftslebens, dem sogenannten Elastizitätspessimismus, die in die Gruppe der „eingebildeten Neurosen“ gehöre. Sie bestehe darin, daß an einmal gesetzten Preisen unter allen Umständen festgehalten werde. Überhöhte Preise und das Fehlen von Preiskorrekturen nach unten erzeugten jedoch ständige Krisen.

(„Frankfurter Neue Presse“)

Um die deutschen Hochschulen

Hoffentlich weiß das Innenministerium nicht, was es tut, wenn es in einer Studie unseren Universitäten empfiehlt, den Numerus clausus einzuführen, 1965 jeden vierten Hochschulbesucher aus der Hochschule „herauszuprüfen“ und den freien Zugang zu den Ausbildungsstätten zu sperren. Denn dieser Vorschlag widerspricht nicht nur massiv dem Prinzip, daß jedermann sich seine Ausbildungsstätte frei wählen können soll, sondern er stellt der Bundesrepublik ein beschämendes Zeugnis aus. Mitten in einer Zeit, da alle Welt dem westdeutschen Wirtschaftswunder, zumindest der westdeutschen Wirtschaftskapazität bewundernd oder erschreckt zuschaut, soll es also — so unterstellt die „befristete Notmaßnahme“ — unmöglich sein, die Zahl der Professoren, der Hochschulen, der Hörsäle und der Seminare zu vergrößern...! Das westdeutsche Innenministerium wagt es, sich einer Verbreiterung unserer Intelligenzschicht bequemihehalber entgegenzusetzen. Ein Glück nur, daß dieses Innenministerium nicht die Kompetenzen eines Kultusministeriums besitzt. Denn im Augenblick brauchen sich die deutschen Hochschulen den Gedanken eines Innenministers nicht zu beugen, sie können die Selbstbestimmung der Studenten, die freie Kontinuität der Univer-

sitätslehre und schließlich auch die Qualität und Quantität einer künftigen westdeutschen Intelligenz verteidigen. Kein Wunder, daß Dr. Hoegner, der Fraktionsvorsitzende der SPD im bayerischen Landtag, die Vorschläge als „indiskutabel“ klassifizierte.

(Süddeutsche Zeitung)

Dach überm Kopf

Mit einigem Erstaunen vernehmen die Wohnungsuchenden, daß man im Bundeswohnungsbauministerium der Meinung ist, der Nachholbedarf an Wohnungen sei nunmehr gesättigt, und vom kommenden Jahr an werde ein stetiger Rückgang im Bau der Wohneinheiten einsetzen. Gewiß, fast jeder hat wieder ein einigermaßen annehmbares Dach über dem Kopf, und die Statistik verzeichnet sie stolz als untergebracht und im Besitz einer Wohnung. — So einfach ist das aber gar nicht. Nach Hunderttausenden zählen die Fälle, in denen junge Ehepaare bei den Eltern wohnen, die Familien zusammenrücken oder Notwohnungen für eine sich vergrößernde Kinderschar nicht mehr ausreichen. Noch immer liegen bei den Wohnungsämtern der Städte Tausende von Anträgen, die als dringliche Fälle bezeichnet werden müssen. Es würde nichts schaden, wenn der Wohnungsbau ein wenig Überhitzung verlöre, ihn jedoch einem „stetigen Rückgang“ auszusetzen, wäre gewiß verfehlt und zeugt von allem anderem als von volkswirtschaftlicher Einsicht.

(Allgemeine Zeitung, Mainz)

Ja, die Steuern!

Bund und Länder haben im August rund 3,473 Milliarden DM an Steuern eingenommen. Wie das Bundesfinanzministerium mitteilte, lag das Ergebnis damit um annähernd 450 Millionen DM oder um 14,7 Prozent über dem vom August 1958... In den ersten fünf Monaten des laufenden, am 1. April begonnenen Rechnungsjahres haben Bund und Länder 18,167 Milliarden DM und damit 2,054 Milliarden DM mehr eingenommen als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Von diesen Einnahmen erhielten der Bund 12,326 Milliarden DM, das sind 11,3 Prozent mehr als in der Vergleichszeit, und die Länder 5,841 Milliarden DM oder 15,8 Prozent mehr als im Vorjahr. — Das Bundesfinanzministerium rechnet auf Grund dieses Ergebnisses damit, daß die Steuereinnahmen im Rechnungsjahr 1959 die Haushaltsansätze übersteigen werden, macht jedoch noch keine Angaben über die vermutliche Höhe der Mehreinnahmen.

(Frankfurter Rundschau)



In der Christnacht

*Fahler Mondlichtschimmer
überm Tannenwald.
Von den fernen Hügeln
wie auf lichten Flügeln
weißer Nebel wallt.*

*Haselstrauch, Holunder
und der Weidenbaum
nach dem Wanderer greifen,
seine Wangen streifen —
doch er merkt es kaum.*

*Kleine Bächlein fließen
durch den Talesgrund.
Fernher Lieder klingen,
helles, frohes Singen
aus der Kinder Mund.*

*Und die Glocken schwingen
jubelnd jetzt im Chor.
Über weite Wälder,
winterkalte Felder
sich ihr Klang verlor.*

*Über blasse Wiesen
Raureif niedersinkt.
Weg und Spur erblindet,
doch der Wanderer findet
heim, wo alles singt.*

Karl Boenke

- Biete: 2 Zimmer mit Kochnishe, 30 qm, m. Toilette, I. Etage, Miete 35 DM.
- Suche: 2—3 gleichwertige Zimmer, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (626)
- Biete: 2 1/2 Zimmer, 50 qm, mit Bad, abgeschlossen, Parterre, Privatwohnung, Miete 41,— DM.
- Suche: 3 1/2—4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (627)
- Biete: 3 Zimmer, Privatwohnung, Miete 33,— DM.
- Suche: 2 1/2 Zimmer, abgeschlossen, Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (628)
- Biete: 2 Zimmer, 31 qm, mit Bad und Balkon, Parterre, werksgebunden, Miete 35,— DM.
- Suche: 2 1/2 Zimmer, Neubau, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (629)
- Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, II. Etage, Privatwohnung, Miete 30,— DM.
- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (630)

- Biete: 2 Zimmer, 48 qm, Parterre, Werksnähe, Miete 30,— DM.
- Suche: 2 kleine Zimmer, Parterre oder I. Etage, möglichst auswärts, Miete bis 30,— DM. (631)

- Biete: 3 große Zimmer, mit Balkon, Speisekammer, abgeschl., II. Etage, Privatwohnung, Miete 58,— DM.

- Suche: 4—5 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 90,— DM. (632)

- Biete: 3 Zimmer und Kochküche, Bad, werksgeb. Wohnung, Parterre, Werksnähe, Miete 90,— DM.

- Suche: gleichwertige Wohnung, möglichst I. Etage, Miete bis 75,—DM. (633)

- Biete: 2 Zimmer, 36 qm, mit nicht einger. Bad, I. Etage, Privatwohnung, Miete 40,— DM.

- Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Werkswohnung, Miete bis 50,— DM. (634)

- Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit Bad, Privatwohnung, II. Etage, Miete 62,— DM.

- Suche: 4—4 1/2 Zimmer, mit Bad, Miete bis 100,— DM. (635)

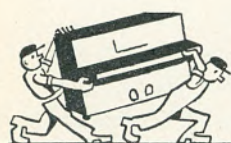
- Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, III. Etage, Miete 30,— DM.

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, eventuell mit Stall und Garten, Miete bis 50,— DM. (636)

- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, werksgeb. Wohnung, I. Etage, Werksnähe, Miete 39 DM.

- Suche: 3 Zimmer, eventuell mit Kochnishe, Miete bis 70,— DM. (637)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werkruf 41 16 (Frl. Ottensmeyer)



Wohnungs-Tausch



- Biete: 3 Zimmer mit Kochküche, 54 qm, und Bad, Neubau, II. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 73 DM.

- Suche: 4 Zimmer mit Kochküche und Bad, möglichst Brackel, Miete bis 110,— DM. (613)

- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Bad, IV. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Neubau, Miete 49,— DM.

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis 100,— DM. (614)

- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Toilette, Privatwohnung, III. Etage, Miete 33,— DM.

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (615)

- Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Brausebad, 2 Keller, kleiner Garten, Privatwohnung, I. Etage, in Hombruch, Miete 45,— DM.

- Suche: 3 Zimmer im Raum Aplerbeck, Schwerte, Miete bis 50,— DM. (616)

- Biete: 2 Zimmer, 38 qm, mit Bad, Balkon, Part., werksgeb., Miete 35 DM.

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (617)

- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Brackel, Miete 24,— DM (Hauswartsposten muß übernommen werden, Heizung versorgen).

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 80,— DM. (618)

- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Altbau, Parterre, Miete 33,— DM.

- Suche: 2—3 Zimmer, nur mit Hausgarten, Miete bis 50,— DM. (619)

- Biete: 3 Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 56,— DM.

- Suche: 4 Zimmer, Miete bis 120 DM. (620)

- Biete: 2 1/2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, II. Etage, werksgeb. Wohnung, Neubau, Miete 70,— DM.

- Suche: 3 Zimmer mit Toilette, Miete bis 80,— DM. (621)

- Biete: 2 Zimmer, 43 qm, abgeschlossen, mit Abstellraum, Stall, Garten, 2 Kellern, Miete 35,— DM.

- Suche: 2 1/2 Zimmer, abgeschlossen, mögl. m. Bad, Miete bis 55 DM. (622)

- Biete: 2 Mansarden, abgeschlossen, mit Bad, Werkswohnung, Miete 24,— DM.

- Suche: 2 1/2—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 55,— DM. (623)

- Biete: 2 1/2 Zimmer, abgeschlossen, mit Bad, Abstellraum, Balkon, I. Etage, Werkswohnung, Miete 38,— DM.

- Suche: 3—4 Zimmer, Miete bis 50,— DM. (624)

- Biete: 3 große Zimmer, III. Etage, Werkswohnung, Miete 30,— DM.

- Suche: 2 Zimmer, Parterre oder I. Etage, Miete bis 30,— DM. (625)



„In der Schule merkste immer noch nichts von der Arbeitszeitverkürzung. Mein Vater hat heute seinen freien Samstag, und wir müssen sogar noch Überstunden machen.“

6 Mit 6 Jahren beginnt die Schulpflicht



„Ein Schreiben vom Landgericht, Paul! Was hast du wieder ausgefressen?“

30

Jeder unbescholtene Deutsche kann mit 30 Jahren zum Schöffen bei Gericht bestellt werden. Die Annahme des Schöffenamtes kann nur in bestimmten Ausnahmefällen abgelehnt werden.

Für Jugendliche verboten!

Kurt Cerny erläutert, was der Staatsbürger während seines Lebens nach dem Gesetz muß, darf und nicht darf.



„Kommt nich in Frage, an Jugendliche wird nichts ausgeschenkt!“
„Wat heißt denn geschenkt? Glauben Sie denn, daß wir die beiden Hellen nicht bezahlen können?“

16

Alkoholische Getränke dürfen an Jugendliche unter 16 Jahren nicht verabreicht werden, wenn sich diese nicht in Begleitung eines Erziehungsberechtigten befinden.

21

Die Ehemündigkeit beginnt beim Mann mit der Vollendung des 21., bei der Frau mit der Vollendung des 16. Lebensjahres. Minderjährige Frauen bedürfen der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters.

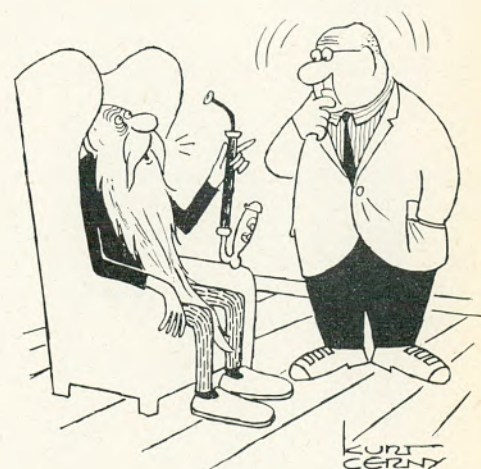
„Siehste, Ingemaus, das haben wir jetzt nicht mehr nötig.“



„Aber Schatzi, wir wollten doch immer schon ein kleines Mädchen adoptieren!“

50

Mit 50 Jahren darf man, wenn man keine eigenen ehelichen Kinder hat, mit Einwilligung der Ehegatten ein fremdes Kind als Kindes Stiefannehmer annehmen.



„Was, mit 65 willst du zu arbeiten aufhören und den ganzen Tag zu Hause faulenzen? Diese jungen Leute haben heutzutage überhaupt keine Pflichtauffassung mehr!“

65

Mit 65 Jahren scheidet ein großer Teil der Menschen aus dem Arbeitsleben aus. Es kann jedoch niemand zur Aufgabe der Erwerbsarbeit gezwungen werden. Das Grundgesetz garantiert ihm das Recht auf Arbeit, solange er arbeiten will.

Badekur zu Hause

Nur die wenigsten Menschen haben die Möglichkeit, ihren Körper im Meer oder in einem Freibad regelmäßig zu erfrischen. Die meisten sind darauf angewiesen, in den eigenen vier Wänden zu baden. Wer es richtig anstellt, kann zu Hause eine regelrechte Badekur durchführen.

Ein Schmierseifenbad strafft die Haut und ist besonders molligen Frauen zu empfehlen. Ein Pfund Schmierseife wird mit wenig Wasser in der Wanne verrührt, bevor man das Vollbad einlaufen läßt. Nach einer Badezeit von einer Viertelstunde muß der Körper gut abgeduscht werden. So ein Schaumbad sollte man aber nicht öfter als einmal in der Woche nehmen.

Kräuterbäder haben eine besonders wohltuende Wirkung. Bevorzugt werden vor allem Lindenblüten, Lavendel, Kamille oder Fenchel. Für ein Vollbad genügen 250 Gramm, die aufgebrüht und durch ein Sieb dem Badewasser zugefügt werden. Wer an Krämpfen, Entzündungen oder unreiner Haut leidet, erzielt die beste Wirkung mit Kamille. Für zarte Haut empfiehlt sich dagegen Lavendel, der auch die angenehme Eigenschaft hat, beruhigend auf die Nerven zu wirken. Trockener oder schuppiger Haut bekommt am besten ein Glycerinbad. Für ein Vollbad braucht man einen halben Liter Glycerin.

Bei all diesen Bädern soll das Wasser eine Temperatur von 35 bis 37 Grad haben. Die Badezeit darf nicht über eine Viertelstunde ausgedehnt werden, damit der Körper nicht geschwächt wird.

Richtig!

Eine anständige Tracht Prügel bekamen neun Jugendliche von ihren Eltern im Gerichtssaal von Tavares in Florida. Sie hatten sich in Halbstarkenweise strafbar gemacht. Den Eltern war vom Richter die Wahl gelassen worden: „Entweder Sie versohlen die Burschen gleich an Ort und Stelle, oder ich muß sie für 90 Tage einsperren.“ Die Väter und Mütter griffen bereitwillig zum Rohrstock.

Richtig?

Eine Kirche mit Schwimmbad, Erfrischungsbar und Tennisplatz soll in Louisville in Kentucky entstehen. Angeregt hat diese Neuerung der zuständige Methodistenpriester. Er glaubt auf diese Art mehr Halbwüchsige in die Kirche locken zu können.



Was interessiert die Frau!

Von Heiraten reden wir später . . .

Im Film ist das Heiraten gewöhnlich eine wundervolle Angelegenheit. Alte Damen greifen gerührt zum Taschentuch, und Teenager sind vollständig hingerissen, wenn die entzückende junge Braut in weißen Spitzen und einem hauchzarten, langen Schleier am Arme eines „tollen“ Mannes zum Traualtar schreitet. Manchmal schwenkt die Kamera auch noch auf die Hochzeitsgesellschaft, die sich zu einem opulenten Festmahl niedergelassen hat, und die komfortabel eingerichtete Wirtschaftswunderwohnung mit schwarzgekauhtem Bad und Schwedenmöbeln . . . So ist das, wie gesagt, im Film.

In der rauhen Wirklichkeit

sieht es meist ganz anders aus. Nehmen wir einmal das Beispiel von Inge und Peter. Verlobt haben sie sich vor einem halben Jahr. Heiraten möchten sie am liebsten sofort, denn sie sind alt genug dazu und möchten einen eigenen Hausstand gründen. Das einzige, was ihrem Glück noch im Wege steht, ist die Kleinigkeit von 12 000 Mark. Sie haben es genau ausgerechnet: 6000 Mark Baukostenzuschuß für eine Wohnung, 6000 Mark für die Einrichtung. In dem letzten Betrag sind nur die notwendigsten Dinge enthalten — kein Radio, kein Staubsauger, überhaupt keine Elektrogeräte. Mit einer bewirtschafteten Wohnung können sie nicht rechnen, da sie weder die nötigen Punkte beisammen haben noch an der Reihe wären. Vor ihnen warten Tausende.

Da sie beide mit Mühe und Not 300 Mark im Monat sparen können, sind 12 000 Mark für sie eine harte Nuß.

Selbst wenn sie sparsam leben,

weitgehend auf Kleideranschaffungen und Reisen verzichten, das Ausgehen, Konzert- und Theaterbesuche vermeiden, brauchen sie vier Jahre, ehe sie ans Heiraten denken können. Denn mit Schulden möchten sie die junge Ehe nicht beginnen.

Was bleibt da noch von der Romantik? Wo ist der Traum von der verzauberten, sorgenfreien Zukunft? — Es bleibt ein „Programm“, ein harter Vierjahresplan. Vier Jahre Arbeit, Überstunden, Verzicht; keine Vergnügungen, keine Reisen. Und nach Erfüllung des ersten Planes wird ein neuer kommen, in dem „Luxusanschaffungen“, wie Radio und Kühlschrank, enthalten sein werden. Davon, daß die junge Frau aufhört zu arbeiten und Kinder haben kann, ist noch lange nicht die Rede. Das kommt noch später, viel, viel später.

Die Gelassenheit und ich

Sicher kennen Sie diese Leute, die äußerlich kühl und gefaßt wirken, während sie innerlich beinahe platzen? Nun, ich mache es gerade umgekehrt. Ich zittre äußerlich wie Espenlaub, wenn jemand dabei ist, der es sieht, während mein Inneres völlig unbewegt bleibt. Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Menschen es durchaus nicht gern mögen, wenn andere „die Ruhe bewahren“.

Es geht ihnen auf die Nerven.

Selbst Freunde ziehen einen gemäßigten Nervenzusammenbruch kühler Selbstbeherrschung vor. Ich vermute, das Bedürfnis, Teilnahme zu bezeigen, ist so stark in ihnen, daß sie alles übelnehmen, was ihnen dieses Vergnügen verdirbt — besonders Humor. Erzählen Sie ihnen, daß Ihr Kind aus dem Bettchen gefallen ist, aber gesund und munter aussieht, und sie werden sagen: „Geh lieber zu einem Arzt. Achte auf anomales Schlafbedürfnis. Gehirnerschütterung, weißt du.“ Sagen Sie ihnen aber, daß Sie eine Gehirnerschütterung befürchten, so wird es heißen: „O nein. Das kommt ganz selten vor. Meine Kinder sind alle Augenblicke gefallen. Hat ihnen nicht das mindeste geschadet. Beruhige dich nur.“ Alles das gilt auch umgekehrt. Es wird einem nach meiner Erfahrung durchaus nicht gedankt, wenn man bei anderer Leute Mißgeschick Ruhe bewahrt.

Wenn eine Freundin Ihnen erzählt

die Vorhänge, die sie eben gekauft hat, seien zu kurz, schlagen Sie ihr ja nicht vor, sie zu verlängern. „Du hast leicht reden“, wird sie erwidern, „du hast dich nicht stundenlang mit Abmessen und Aufhängen geplagt.“ Sie tun viel besser daran, mitleidvoll auszuruhen: „Du armes Herz! Das kann ich dir so nachfühlen. So ein ärgerliches Versehen! Und es verdirbt das ganze Zimmer!“ „Na ja“, wird sie dann erwidern, „so schlimm ist es ja auch wieder nicht. Ich könnte sie ja vielleicht verlängern.“ Und dann können Sie so recht lieb und herzlich sagen: „Diese Dinge sind so aufreibend. Laß mich dir eine Tasse Kaffee machen.“ — Sehen Sie?

Weihnachten bei uns zu Hause

Unsere Belegschaft bewahrt Brauchtum aus allen deutschen Gauen

In einer fünfzehntausend Mann starken Belegschaft, die aus den nahen und fernen Winkeln und Ecken deutscher Lande im Ruhrgebiet zusammengeströmt ist, weiß jeder Zweite und Dritte etwas Besonderes und Hübsches zu erzählen, wenn auf der verfrorenen Frühanfahrt zur Schicht oder beim Buttern im Betrieb oder beim Essen in der Werksküche die gleichsam in der Luft liegende Frage an ihn gerichtet wird: Wie's denn bei ihm gehalten worden wäre zu Weihnachten, damals, zu Hause ...

Am anschaulichsten erzählen die alten Pensionäre, die schon vor der Jahrhundertwende aus den östlichen Provinzen stoß- und schubweise in den Westen kamen, ermutigt durch Briefe älterer und wagemutiger Brüder, Vettern und Schwäger, in denen schwarz auf weiß zu lesen stand, daß man im Kohlenpott ein Vielfaches der einen einzigen Mark verdiente, die man im Osten für einen zwölfstündigen Arbeitstag beim Straßenbau bekam. Und das galt nur für den Sommer, der außerdem Arbeit bei Bauern „bot“! Im Winter hungerte man zusammen, wenn



„das kleine Eigentum“ des Vaters nicht Brot genug abwarf für sieben Brüder und sieben Schwestern. Hungrig gingen auch die Kinder ihren langen, langen Schulweg, auf dem der Winterwind Schneeverwehungen bis zu zehn Meter Höhe aufwarf. Der Lehrer, der sich die nötige Wärme durch einige Gläser Brantwein zuführte, hatte nicht einmal dann Verständnis für einige Minuten, die man — in Holzpantinen — zu spät kam: Er hauchte auf die verklammten Finger „wie auf kalt Eisen, daß das Blut spritzte“.

Die ganze Stadt singt im Advent

Wie leicht schlugen da die kleinen Herzen, wenn samstags die Schule vorbei war und man einen Adventssonntag mit einer weihnachtlichen Vorfier kommen fühlte, an der die ganze Stadt teilnahm. Der Herr Kantor oder ein freundlicherer Schulmann sammelte, wenn es schummrig wurde, sein Trüppchen um sich, und dann sang man sich von Ecke zu Ecke durch die Straßen. Wer das „Macht hoch die Tür“ oder das lange Lied mit dem Refrain „Es ist Advent“ noch nicht Strophe für Strophe auswendig kannte, der mogelte sich unter eine Laterne, um sich am Buchtext zu stützen. Die Kerzen, die



drinnen (jeden Sonntag eine mehr) in den Fenstern standen, gaben dafür nicht genug Schein. Aber man hörte, auch wenn die Fenster nicht geöffnet werden durften (es war doch so kalt!), wie sie drinnen mitsangen. Und was draußen freiwillig mitmachte, das waren keineswegs nur Kinder: Jugend aller Reifegrade fand sich ein, und wem unter weißen Haaren Aug und Herz jung geblieben waren, der durfte auch mitsingen.

Tannenbäumchen auf dem Friedhof

Man mußte ja, wenn viel Schnee gefallen war, auch gemeinsam den Weg für den Kirchgang freischaufeln oder die Kirchentür immer wieder gegen den Schnee aufdrücken am Heiligen Abend, nachdem man, jede Familie für sich und so doch alle gemeinsam, den Toten ihr Bäumchen gebracht und angezündet hatte. — Nach der Bescherung kam zu Hause der „Bierfisch“ auf den Tisch, der Karpfen in Biersoße, den die Kinder nicht mochten. Vater schmeckte er dafür um so besser, und dies eine Mal ließ er es durchgehen, daß sich seine appetitlose kleine Familie unter den Tannenbaum zurückverkrümelte, um sich an den bunten Tellern schadlos zu halten. Das „Königsberger Marzipan“ hatte man hier garantiert frisch! — Wer gern munter ins neue Jahr ging, besuchte zu Silvester den Vetter in Insterburg, wo eine Blaskapelle in allen Straßen spielte, ehe sie sich bei Grog von Rum die Eisbeine auftauen ließ.

Die Soldaten,

zu denen man, wenn man Westpreuße war, siebzehnjährig nach Thorn einrücken mußte, bekamen bei guter Führung Weihnachtsurlaub: Da traf man sich im Zuge, angetan mit der schimmernden, knopfblickenden und tressenblitzenden Uniform, heimathungrig und voll ungeduldiger Erwartung auf den Schlitten, mit dem ein bärenfellbemützter Vater gleich drei, vier baumlange Dorfjungen, die bei Preußens noch gewachsen waren, heimfahren wollte. Der Zug hielt, man sprang in den Schnee und nach wortkarger (stolzer!) Begrüßung



in den Schlitten. Dann fuhr man vor — nicht zu Hause, sondern in der nächsten Wirtschaft, wo man erst einmal eine Grundlage für die weihnachtlichen Genüsse schuf: Drei Meter Bratwurst mit drei Litern Klarem heruntergespült, so kannte Vater das noch von seiner Soldatenzeit her!

Wenn der erste Stern am Himmel stand,

durfte die bäuerliche schlesische Familie am Heiligen Abend zu essen anfangen. Vorher hatte man gefüttert, damit Festtagshauch auch durch die Ställe wehte. — Unter den siebenlei Speisen, die auf dem Tisch stehen mußten, werden in Erinnerung an uralte Bräuche Salz, Brot und Hirsebrei aufgezählt. Die Suppe mußte aus durchgerührten Hülsenfrüchten bestehen, dünn und gut abgeschmeckt sein. Zum Karpfen gab es die „polnische Soße“, die ihren besonderen Geschmack von gemahlenen Pfefferkuchen („Fischkuchen“) bekam und durch gehackte Mandeln bereichert wurde. Dazu gab es Kompott und Salzkartoffeln. Den Nachtschisch bildete am Heiligen Abend und am ersten Weihnachtstag und an allen Weihnachtstagen, die noch folgen sollten, an Silvester und weit über Neujahr hinaus das gemeinsame Lieblingessen der Schlesier: „Mohnklöße“. Wer je bei Schlesiern zu Gast war und davon hat probieren dürfen, schließt sich der „nationalen“ Schwäche für Mohnklöße an und wundert sich nicht mehr darüber, daß der Brei aus in Milch eingeweichem Weißbrot,



in Milch gekochtem Mohn, aus Mandeln und Rosinen, der mit einem Löffel aus der Schüssel geschöpft wird, mit unserer Vorstellung von „Klößen“ gar nichts zu tun hat. Reste von der Mahlzeit des Heiligen Abends soll man nicht stehenlassen, sondern den Tieren geben.

Ganz eng mit Weihnachten verknüpft

ist — von der Idee her — der schlesische Dorfbrauch, eine Wöchnerin reichum mit guten Gaben so zu verwöhnen, daß sie, durch kräftige Suppen, gebratenes Huhn, ein Stück Schinken oder einen hausbackenen Kuchen und dgl. aufgepäppelt, voll Mut und Tatkraft an die Versorgung ihres Jüngsten gehen kann. Verwöhnung der jungen Mutter ist gewissermaßen ein freundlicher Bumerang: Als Braut mußte sie, beladen mit Platten, auf denen Streusel-, Mohn- und Quarkkuchen lagen, ringsum alles zur Hochzeit einladen, durfte aber mit Sicherheit annehmen, daß sich dann z. B. Zucker und Mehl in größeren Mengen unter den Hochzeitsgeschenken befinden würden. — Daß es überhaupt zur Hochzeit kam, war vielleicht einer beim

Federnschleifen

gemachten Bekanntschaft oder vertieften Freundschaft zu danken. Der Brauch verlangte, daß nicht nur die Braut, son-

dern auch der Bräutigam zwei Federkissen und zwei Kopfkissen mit in die Ehe brachte. Also mußte man zeitig Vorsorge treffen: Mutter züchtete Gänse und verkaufte sie, um für den Erlös Federn zu kaufen. Die von den Kielen zu streifen, war eine langweilige Sache. Also machte man es gemeinsam und reichum in den verschiedenen Häusern. Man setzte sich um den



blanken Küchentisch, jeder bekam ein Häufchen Federn zugeteilt, und man schloß unter Lachen und Singen, ohne es recht zu merken. Den Abschluß bildete auf der größten Diele ein Federball mit Kartoffelsalat und Würstchen und dem unvermeidlichen Streuselkuchen. — Den Anfang der weihnachtlichen Festlichkeiten bildete nicht der Nikolaus, der als Bischof, mit Mitra, begleitet von einem „schwarzen Kerl“, an seinem Geburtstag erschien, sondern

das Schweineschlachten

als Grundlage für alles, was mit gutem und nahrhaftem Essen während des Winters zusammenhing. Da wird z. B. „Kirborska“ genannt, eine sicherlich delikate Schüssel aus Ziegenfleisch und Schweinefleisch, und da ist „Zur“, eine aus Sauerkrautwasser oder gegorenem Schrotmehl unter Verwendung von reichlich Speck und Dauerwurst komponierte Suppe, die es in sich hat.

Daß in der Neujahrsnacht geschossen werden mußte, ehe man Feuerwerk kannte, aus uralten Vorderladern, Luftgewehren, angerosteten Pistolen, fürs Glück, und weil es der Brauch so wollte, vor allem aber zum Schutze gegen die bösen Geister und das in den zwölf heiligen Nächten unterm Himmel einherbrausende wilde Heer Wotans, wird fast aus allen Gegenden berichtet. Ebenso einig ist man sich über den

Christstollen

als unentbehrliche weihnachtliche Notwendigkeit, ganz gleich, ob er in Nordwestdeutschland, wo man „Bischof“ (trinken Punsch) oder „Kardinal“ (weißen Punsch) dazu trinkt, „Klaben“ genannt wird, oder in Thüringen „Schüttchen“. In Thüringen werden die weihnachtlichen Festvorbereitungen hinter Gebirgen von „rohen Klößen“ vollzogen, die aus rohen Kartoffeln gerieben und „mit alle Mann“ (mühsam!) gedrückt werden müssen. Was würde man drum geben, wenn man noch einmal — so wie damals — mitdrücken dürfte! Im Badischen schreiend vorm „Belzenickel“ Reißaus nehmen und dann doch eine Brezel mitnehmen dürfte! Noch einmal als Kind ins feuchtschwarze, fruchtschwere „Hutzelbrot“ des Schwarzwalds oder in einen krachenden „Landjäger“ beißen dürfte, von allem Zauber der Weihnacht nochmals umwoben, da man dergleichen zum ersten Male so bewußt getan, daß es ins Herz gegraben blieb, unauslöschbar.

Da keine Macht der Welt es uns wiederschaffen kann, „wie damals, wie damals“, helfen wir uns eben damit, daß wir's unsern Kindern und uns untereinander erzählen, leuchtenden Blicks und immer ein bißchen traurig: „Es sei, wie es wolle — es war doch so schön!“



Vorweihnachtszeit

Was wird
mir wohl
das
Christkindchen
bringen?





Das grüne Reis

*Herrlich sind die Tannenbäume
in den Wäldern aufgerichtet,
wo die Sonne ihre Träume
in den grünen Kronen dichtet.
In Schnee und Eis
das schöne, kühne und grüne Reis.*

*Abgehaun, doch unvernichtet
ragt der stolze Baum der Wildnis,
wird zur Weihnacht aufgerichtet
als ein Gleichnis, als ein Bildnis.
In Schnee und Eis
das schöne, kühne und grüne Reis.*

*Wir sind einem Traum verpflichtet,
laßt das Herz vor Freude schlagen!
Unverzagt und aufgerichtet
laßt uns Licht der Sonne tragen.
In Schnee und Eis
das schöne, kühne und grüne Reis.*

Max Barthel



Unser

Weihnachts-

teller

Eine
notwendige
Betrachtung
von
Alfred
Seidelbast



Weihnachten, die Lichter brennen, die Geschenke sind verteilt, die Lieder gesungen, es wurde gedankt und gelobt, gelacht und geküßt. Der Herr des Hauses freut sich über den neuen Selbstbinder und die Zigaretten, die Dame, die Hausfrau über den Mantel und die hauchdünnen Seiden — nein, es ist keine Seide mehr, Nylon oder Perlon sind Trumpf beim Strumpf, die von uns erdachte und gemachte Faser beschämt die der Seidenraupe an Zartheit und Haltbarkeit.

Ja, die Lichter brennen an grünen oder versilberten, ja, vergoldeten Bäumen, allen zur Freude, und neben den vielen Geschenken stehen die Weihnachtsteller, verschwenderisch gefüllt mit Äpfeln und mit Nüssen, Marzipan und Lebkuchen, Bananen und Honigkuchen, Rosinen und Makronen, Pfefferkuchenherzen, Mandelsterne, Halbmonde, Hirsche und Hasen aus feinem Gebäck! Es ist ein ganzes Tierreich hier versammelt, ein Sternenreich, süß und knusprig. Es duftet nach Zimt und Vanille, es schmeckt nach Pfeffer und Muskat, das lockt und schimmert: greift zu, greift zu. Nein, einen Augenblick noch, der Weihnachtsbaum brennt, und da muß ein Spruch her, einer von Goethe, der sagte 1824 in einem Vierzeiler:

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
überall das Süße spendend,
in dem Glanze sich bewegend,
jung und altes Herz erregend.

Schön, nun wollen wir zuerst den Honigkuchen versuchen. Die Honigbiene holte für uns den Honig. Aus den Blumen, aus den Blütenbäumen. Aber das ist nicht so einfach, gewöhnlich findet eine Biene zuerst den Blütenstand, und den verrät sie den anderen Bienen im Bienenstock durch einen — Tanz!

Da bewegen sich diese Bienen auf der senkrecht stehenden Wabe in bestimmten Kreisen und Figuren, dabei beschreiben sie immer eine Acht. Und die Achse dieser Acht, das haben die Forscher herausgefunden, weicht von der vertikalen Richtung in dem Winkel ab, in dem die Sonne zur Futterstelle steht.

Nun, wir können uns besser und leichter verständigen als die Bienen, wir haben ja die Sprache, und wenn wir tanzen, bewegen wir uns in anderen Figuren als die Bienen. Nun ja, wir brauchen ja auch keinen Honig so mühselig anzusammeln. Es wird behauptet, eine Biene müsse runde 30000 Kilometer fliegen, um ein Pfund Honig in den Stock zu bringen. Das ist grade der Umfang unsrer vielgeliebten Erde.

Honig — probieren wir den Kuchen. Schmeckt er nach Malve, Rose, Klee, Erika, Spargel, Apfel, Kastanie, Tanne oder Lindenblüte? Ach, er schmeckt einfach nach Honig, das genügt. Vielen Dank, ihr Bienen!

In England schenkte kürzlich der Hauptlehrer einer Schule seinen Schülern einen Bienenkorb. Und das war sozusagen eine Sternleiter unglaublicher Dinge: Aus dem Verkauf des Honigs erstanden die Kinder Legehennen und bauten einen kleinen Verschlager, sie verkauften die meisten Eier, andre ließen sie ausbrüten, zogen Küken groß, das Geschäft blühte. Ja, und dann handelten die Kinder für das Geld ein richtiges Schweinchen ein. Das Schwein grunzte und warf im nächsten Jahr Junge. Und das alles hatten bisher die Bienen eingebracht, der Honig. Schön. Aus den kleinen Schweinen wurden große, sie brachten Geld, dafür gab's Schafe, und endlich hatten die englischen Bauernkinder es zu zwei Milchkühen gebracht! Und das alles verursachten die kleinen Bienen, die im dunklen Stock auf der senkrechten Wabe tanzten und durch ihren Tanz den anderen Bienen den Stand der Honigblüten draußen in der Sonne anzeigten. Ist das nicht eine wunderbare Geschichte von dem schönen Honigkuchen auf unsern Weihnachtstellern?

Und wie ist es mit den Nüssen auf unserem Teller, am Baum hängen vergoldete, unsre auf dem Teller bieten sich derb mit der harten Schale dar. Die Römer fanden die ersten Nüsse auf Eroberungen in Kleinasien und brachten sie wie den Wein nach Gallien. Der Wein kam früher an den Rhein als die Walnuß, die lies erst Kaiser Karl anbauen.

Ja, die Nüsse schmecken gut, aber sie müssen erst geknackt werden, dafür haben wir einen hölzernen Knecht, den Nußknacker mit dem großen Maul, oder wir nehmen die stählerne Zange mit den harten, gerillten Greifbacken. Die zweigeklappte Frucht ist sehr ölhaltig, sie besteht aus zwei Drittel Fett. Weil die Kerne wie kleine Hirne aussehen, behaupten kluge Leute, das sei die beste Hirnnahrung. Ich habe es einmal versucht und zwei Pfund geknackt, ich wurde satt, aber nicht klug, denn zwei Pfund auf einmal essen ist eine Dummheit und beleidigt den Magen.

Vergoldete Nüsse am grünen Baume, goldene Lichter, Engelhaar und Zuckerkringel, Rauschgoldengel und viele Äpfel. Baum der Freude, Lichterbaum des Lebens! Ein Gleichnis — eine Verzauberung. Gleichnisse, Verzauberungen? Die finden wir auch in den Brezeln und Schnecken, die Sinnbilder des Sonnenlaufes sind. Daneben gibt's Zimtsterne, Lebkuchenherzen, Pfefferkuchenmänner, Vögel und Fische — greift zu, greift zu.

Wie das flimmert und schimmert, duftet und verlockt. Die Sonnenländer sind nahe, die Inseln blauer Meere mit wogenden Palmen, die Plantagen Ceylons und Guatemalas — ja, die weite, große, schöne und ferne Welt ist bei uns Gast auf den Weihnachtstellern.

Zimt — ja, da haben wir den Zimt. Da hast du den Zimt, sagen wir oft. Zimtrinde — das sind die von äußeren Gewebeschichten befreiten und getrockneten Zweigrinden des Zimtstrauches aus der Familie des Lorbeer. In Ceylon gibt's Zimt, in Brasilien, in Ostafrika. In den Hieroglyphen der alten Ägypter wird von dem sagenhaften Lande Punt berichtet, in dem es neben Gold und Weihrauch auch Zimt gab. Im Alten Testament nennt Hiob eine seiner Töchter Zimt, weil sie, poetisch umschrieben, so köstlich war und einen Duft um sich verbreitete wie eben der Zimt ...

Gewürznelken sind in unserm Weihnachtsgebäck, sie kommen von der Insel Sansibar oder von der Insel Madagaskar, eine Baumfrucht, ähnlich dem reifen Samen unsrer Linde. Es duftet nach Ingwer und Pfeffer. Wo kommt der Ingwer her? Aus dem tropischen Asien und dem heißen Südamerika. Er ist ein Liliengewächs, auch China schickt seinen Ingwer nach Hamburg, nach Berlin und nach Dortmund. Ingwer duftet angenehm und hat einen feurigen, einen würzigen Geschmack, haben wir eben festgestellt. Und der Pfeffer? Oh, ob weißer oder schwarzer, er gehört zur Geschichte der überseeischen Kolonien und des Welthandels, er ist seit ältesten Zeiten eines der wichtigsten Gewürze. Schon Sokrates kannte den Pfeffer, bei uns handelten im Mittelalter die sogenannten „Pfeffersäcke“ damit, er brachte riesige Gewinne, mehr noch, er begründete mit den Aufstieg der italienischen und süddeutschen Handelshäuser, bis der neugefundene Seeweg nach Indien das große Geschäft verdarb. An den europäischen Märkten



kam es zu gewaltigen Preisstürzen — da war es aus mit den gepfefferten Preisen für den Pfeffer.

Zucker war auch einmal bei uns eine Kostbarkeit wie die Vanille, wie Muskat und Ingwer. Riecht ihr den Duft, der aus unserem Weihnachtsteller aufsteigt? Was für einer, von Zimt, von Vanille oder von Muskat?

In der syrischen Literatur wird die Muskatnuß schon im 7. Jahrhundert erwähnt. Berichte aus dem 12. Jahrhundert sagen, daß Muskat als Räuchermittel, als Salbenriechstoff sehr geschätzt und sehr teuer war.

Die Gewürze — mit der Entdeckung Amerikas, mit dem Seeweg nach Indien wurde die Erde neu verteilt. Auch die Holländer holten sich im Fernen Osten ein schönes Stück: die vielen tausend Inseln von Insulinde. Sie schufen sich ein besonderes Monopol — das Gewürzmonopol für die Muskatnuß. Nur auf den Banta-Inseln durften die Muskatbäume stehen. Beinahe zweihundert Jahre belieferten die Holländer allein die Welt mit diesen Nüssen. Erst vor ungefähr 100 Jahren durften auch auf anderen Inseln von anderen Völkern die Muskatnuß gepflanzt werden.

Muskat und Vanille — Kolonialgeschichte —, Weltgeschichte im Kleinen, Duft aus dem Weihnachtsteller. Vanille ist eine Orchidee — sie duftet nicht, sie ist geruchlos, erst wenn die grüne Fruchtfarbe einer gelben oder braunen weicht, erwacht und verströmt der süße, bekannte Duft.

Vanilleplätzchen liegen neben einer Packung guter Weinbrandkirschen auf unserem Teller — die wollen wir später versuchen. Wo kommen die Kirschen her, vom Rhein, von der Donau oder vom Tiber? Der römische Feldherr Lukullus brachte sie von einem Feldzug aus Kleinasien mit, aus der Gegend von Trapezunt, aus Gewasi. Dieser kleine Ort war ganz von Sauerkirschen umgeben, die Leute dort machten aus ihrem Holz die besten Wurfspere, aber — was konnten sie gegen die römische Übermacht ausrichten?

Lukullus ließ die Kirschen nach Rom bringen, dort wurden sie veredelt und kamen über die Alpen auch an den Rhein und an die Ruhr. Die Kirsche — ja, und der Kirschbaumzweig, den wir vor vier Wochen brachen und in eine Vase stellten, der ist gerade zur Weihnachtszeit aufgebrochen. Er blüht. Zart und lieblich grüßt der Frühling mit diesen Blüten an den Tagen der Wintersonnenwende. Schön sieht das schimmernde Weiß aus, schön gegen das Grün der Tanne, der bunten Kerzen, den silbernen Glaskugeln und dem Gold der Apfelsinen auf unserem Teller.

Mandarinen und Apfelsinen — der Name verrät ihre Herkunft. Mandarinen kommen aus China und natürlich auch die Äpfel aus Sina, aus China, die Apfelsinen. Früher glaubte man, die goldenen Äpfel der Hesperiden — diese Wunderäpfel der ewigen Jugend in der antiken Sage — seien Orangen gewesen, Goldorangen. Nein, es waren Quitten oder Granatäpfel. Wann gingen die Äpfel aus China auf die große Reise und faßten bei uns festen Fuß?

Die Portugiesen brachten sie von ihren Asienreisen mit an den Tajo. Es wird angenommen, daß jener Baum im Park des Grafen San Lorenzo in Lissabon der Stammbaum aller europäischen Orangen ist. Nun, vielleicht ist das eine schöne Sage, ausgedacht und ausgestreut zum Ruhme der welterfahrenen Portugiesen. Vielleicht. Tatsächlich stand noch vor achtzig Jahren im Mili auf Sardinien ein uralter Orangenbaum. Viele Orangenbäume stehen jetzt im südlichen Europa, auf dem Festlande, auf den Inseln. Zwölf Apfelsinen für eine Mark preisen heute die Straßenhändler an. Zwölf für eine Mark — und einmal im Gedächtnis der Menschen — im Wunschbild die ewige Jugend — verklärt als Apfel der Hesperiden.

Wollen wir eine Banane vom Weihnachtsteller nehmen? Die Welt, die Welt zu Gast und wir Gast bei der Welt! Vom Zimt lesen wir in den ägyptischen Hieroglyphen, von der Banane gibt es steinerne Schaubilder in einem Tempelrelief der Ruinen von Ninive.

Die Kinder dachten sich was Schönes aus: Sie haben in die Weihnachtsteller der Eltern einen kleinen Dank hineingeschmuggelt: für den Vater zehn Zigaretten, ägyptische, und für die Mutter ein Viertel Kaffee aus Kostarika.





Ja, das heiße Bergland Kostarika hat heute die Ehre, Mutter den Kaffee zu spenden — sonst sind andre Länder drangewesen: Guatemala zum Beispiel, Brasilien, die neuen Kaffeelnder. Unsrer Großeltern bevorzugten noch Kaffee aus Celebes, Java und Ceylon.

Kaffee, einmal als Trkentrank berühmt, von den Türken nach Europa gebracht, nach Wien — dort das erste europäische Kaffeehaus, aus der Zeit die schöne kleine Mozartmelodie, der Kanon: „Kaffee — trink nicht soviel Kaffee . . .“ Nun, sie haben getrunken, viel oder wenig, die Damen, die Herren, die Literaten. Wer ein schwaches Herz hat, nimmt eine koffeinfreie Sorte. Heiß soll er getrunken werden, schwarz und s, sagen die einen. Die anderen nehmen Milch und Zucker dazu.

Die Geschichte des Kaffees ist bei uns eine des aufsteigenden Bürgertums, eine der Literatur, der Verschwrungen. In Berlin, Paris, Wien und in Zürich trafen sich die Gelehrten, die Künstler, die Emigranten, trafen sich die Verschwörer in berühmten Kaffeehäusern und dachten bei ihren Gesprächen nicht nur an den Ursprung des duftenden Getränkes. Nein.

Vater wird sich gleich eine Zigarette anstecken und den blauen Rauch auf die Reise schicken. Auf die größere Reise ging vor bald 400 Jahren Herr Columbus, er landete am 12. 10. 1492 auf der Insel Guanahani, die er in San Salvadore umtaufte. Auf dieser Insel und später auf Kuba sahen die Seefahrer die ersten Tabakraucher — Männer und Frauen. Die ersten Pflanzen wurden 152 auf der Insel Tabago gefunden. Tabago — so nannten die Indianer auch das duftende Kraut. Es wurde bald als eine Merkwürdigkeit nach Europa gebracht. Die Kartoffel schenkte uns die Neue Welt, den Gummi, das Chinin, den Mais und den Tabak.

Zuerst war der Tabak in Europa ein Heilmittel, dann wurde er geschnupft, als Rauchtobak brachten ihn die Hugenotten zu uns. Am Rhein wurde das Tabakrauchen zu Beginn des 17. Jahrhunderts nachgewiesen. Im Dreißigjährigen Krieg steckten die Soldaten nicht nur Städte, Dörfer und Gehöfte an — nein, auch ihre Tabakpfeifen qualmten ganz schön. Ach, es gibt allerlei Qualm um den Tabaco von der Insel Tabago im Karibischen Meer. Auf alten Bildern sehen wir in offener Revolte die Bürger und die Studenten frei und offen auf den Straßen ihre Pfeifen rauchen, das war von der sogenannten Obrigkeit verboten. Sie konnten die blauen Wolkengebirge der Raucherlust- und Leidenschaft nicht aufhalten.

Das alles und noch viel, viel mehr fällt uns ein bei den schönen gefllten Weihnachtstellern, alte Geschichten, neue, rhrende und wundervolle, das Abenteuer ist dabei! Ja, auch zur blauen Weltgeschichte.

Genug, genug, nun laßt uns feiern, die Gaben auf dem Wunschteller haben wir versucht — danke schön, ihr fernen Länder, ihr fernen Menschen, wo es Zimtbume gibt, Bananenplantagen, Apfelsinenhaine, Kokospalmen, Vanilleorchideen, dank für alle schönen Gewürze und Zutaten für unseren schönen Teller!





Junge Liebe

Erzählung

von

Max Barthel

Auf dem Berge und nahe der dunklen Wälder lag die Fabrik, als hätte sie unten im Tale nicht genug Platz gehabt, in dem schönen Tale, über dem in der Dunkelheit der Lichtschein der großen Stadt wie eine Glocke aus Rauch und Feuer stand. Achtzehn war ich damals und Fahrstuhlführer. Mit meinem Freund Richard, er war zwanzig, löste ich nach der Arbeit viele Welträtsel. Richard — wenn er den schweren Kopf hob und die Gesetze des Universums entschleierte, waren seine Augen wie die einer sehnsüchtigen Frau, und seine sonst so dunkle Stimme bekam hellere Töne.

Zum Wochenende stiegen wir oft in die nahe Stadt hinunter und bummelten durch die belebten Straßen und die dunklen Gassen, tranken hier und da ein Glas Bier oder Wein. Manchmal gingen wir auch tanzen. Da wurde gelacht und geliebäugelt, die schwarz-befrackten Kellner brachten die Getränke, die jungen Mädchen glühten und blühten, eine wahre Pracht und Augenweide. Leidenschaftlich suchten die kleinen und die großen Schlager die Herzen und erzählten von der Liebe, der großen, wunderbaren Liebe. Und an so einem Abend sagte Richard:

„Sie muß jeden Augenblick kommen.“

„Wer muß kommen?“ fragte ich.

„Maria. . . Da ist sie schon!“ sagte er, stand auf und brachte das Mädchen an den Tisch. Sie war siebzehn, eine verträumte Schönheit mit dunklem Haar und blauen Vergißmeinnichtaugen. Ihr Vater arbeitete in unserer Fabrik. Als Heizer, war ein toller Bursche, ein Weiberheld, ein Raufbold von vierzig Jahren. Wir nannten ihn den „Feurigen Heinrich“. Maria, seine Tochter, saß nun an unserem Tisch, nahm sich eine Zigarette und wandte sich entschlossen der Tanzfläche zu. Ihre Füße zuckten und bebten. Richard tanzte nicht.

Als die Musik einsetzte, erhob sich am Nebentisch ein Mädchen in weinrotem Kleid. Sie warf sich einem Tänzer — mindestens einsachtzig groß — an die Brust. Er lächelte stolz, seine riesigen Pranken umschlossen hart die kleinen, weißen Mädchenhände. Sie lächelte selig. Wenn Lächeln Duft sein könnte, hätte sich der ganze Tanzsaal mit Heliotrop füllen müssen.

Richard sah mit verschleierten, Maria mit glühenden Augen in den Tanz. Sie wiegte sich im geheimen mit, ließ sich von der rauschenden Woge der Musik forttragen und signalisierte sehnsüchtige Botschaften mit den Fingern der rechten Hand auf der marmornen Tischplatte. Vergeblich, vergeblich! Richard tanzte nicht, er mußte ja mit mir die Welträtsel lösen.

Der Tanz!

Dort hatte sich ein feister Faun eine kühle Nymphe gegriffen und wogte mit ihr davon. Sein Kopf — eine rote, glatte Kugel! Alles an ihm war rot, die Stirn, die Nase, der Hals und die Hände. Auch die kleinen Augen hatten einen rötlichen Schimmer. Von der Nymphe ging ein kühler Silberglanz aus.

Neben den beiden drehte sich ein Mädchen in meergrüner Bluse mit einem großen Mann in Schwarz zum Tanze. Sie hatte ein Himmelfahrtsnase, ein Stupsnäschen, seine war die eines Adlers. Stups und Adler wie dort Rot und Silber im Rhythmus der Musik.



Ein neues Paar!

Sie war siebzehn wie Maria und er zwanzig wie Richard. Sie tanzten in sich versunken, sie tanzten den ersten Kuß, die brennende Liebe... Und dann eine Dame wie eine Mondsüchtige, ganz in Silbergrau, sie tanzte, als wolle sie ihrem Partner, einem vor Gesundheit strotzenden Naturburschen, entfliehen. Entfliehen, ja, und doch klammerte sie sich fest an ihn, als habe sie Angst, er wolle sich ihr entreißen.

Und dann die Füße!

Sie schleiften in *einem* Rhythmus über das Parkett und waren doch grundverschieden! Da gab's Trampelfüße, Tanzfüße, Wanderfüße, zuckende Füße, marschierende und steinerne, stampfende Füße und schwebende.

Und die Hände!

Schon in der Art, wie der Tänzer seine Dame führte, konnte man Wesen, seine Art und Anlagen erkennen. Es gab zärtliche Hände und brutale, kluge und dumme, verschwenderische und geizige. Die einen waren geballte Faust, die anderen behutsame Liebkosung.

Auf die Hände und die Füße der Tanzenden hatte ich gar nicht geachtet, Maria war's, die mich darauf aufmerksam machte, als wir zusammen übers Parkett glitten. Hände und Füße — was war das für ein seltsames Ballgeflüster! Sie sah mich an. Hellblaue Augen, beinahe Vergißmeinnichtaugen, aber jetzt vor Erregung ganz dunkel.

Eine Weile später, wieder am Tisch, saß sie still da und signalisierte wieder mit zuckenden Fingern ihre leidenschaftlichen Botschaften. Und Richard? Ach, der! Er lächelte, er machte schöne Augen und blieb, als sei er gelähmt, sitzen, während Maria viel tanzte. Nach den Händen und den Füßen nahm ich mir an jenem Abend auch Zeit, die Gesichter der Menschen zu beobachten. Viele waren wie magische Landschaften, vom Leben geformt, verändert, rätselhaft gemacht, andre wieder offen und aufregend wie ein Bilderbuch, manche wie eine steinerne Mauer. Da war ein Mädchen, das hatte ein Pferdegesicht. Da war ein junger Kerl, der hatte ein Fuchsgesicht. Und das Gesicht von Richard? Nun, irgend markiert, irgendwie geschminkt. Und mein Gesicht? Keine Ahnung, sicherlich lauernd, erwartungsvoll.

Kurz vor Mitternacht brachen wir auf.

Ich fuhr mit der letzten Straßenbahn nach oben.

Richard und Maria gingen zu Fuß.

Am nächsten Tag war Richard schlechter Laune. Zwischen Frühstück und Mittag fuhren wir vom Maschinensaal zur Fertigmacherei im dritten Stock das zugeschnittene Holz. Unterwegs stellten wir für zwei Minuten den Fahrstuhl ab. Das machten wir manchmal so, um entweder eine halbe Zigarette zu rauchen oder ein Welträtsel zu lösen. „Du“, sagte Richard in das Schüttern und Zittern der Maschinen hinein, „du, ich habe ein Gedicht gemacht. Das hier“.

Aus der blauen Bluse brachte er ein Blatt und gab's mir. Ich nahm und las. Es waren gutgemeinte Verse an ein Mädchen, an Maria natürlich, billige Reimereien ohne jeden Hauch von Erschütterung. Drunter in schwingenden Buchstaben ein großer, ein tönender Künstlername.

„Bist du das?“ fragte ich.

„Ja. Was dagegen...? Wie sind die Verse?“

„Nicht schlecht — nein, gar nicht schlecht“, sagte ich höflich.

„Ich schreibe nur gute“, sagte er überlegen.

In diesen Versen, ich erinnere mich, waren die Sterne beschworen, nein, nicht beschworen, aber angerufen, besonders heftig das Siebengestirn, und aus dem jeder einzelne Stern an Maria verschenkt. Er behauptete in seinem Gedicht, die Sterne leuchteten nur deshalb am Himmel, weil es eine siebzehnjährige Maria gab. Aber die Verse überzeugten nicht. Sie waren merkwürdig leer. Altmodisch. Poesiealbum. Plüsch.

„Maria — sie hat's zu Hause nicht gut“, sagte er nun leise. „Ihr Vater. Du kennst ja die Verhältnisse. Er ist ein schlechter Vater. Ein Kerl ist das...“

„Der feurige Heinrich.“



„Ein Säufer. Ein Weiberheld dazu“, sagte er ganz schnell. Dann abwägend „Wenn ich Maria doch helfen könnte! Was macht das Leben aus den Menschen! Was bleibt einem denn, was?“

„Viel, sehr viel“, antwortete ich mit achtzehnjähriger Überheblichkeit, „zum Beispiel eine Maria, die man küssen und liebhaben darf. Ist das gar nichts, wie?“

„Doch. Die Liebe...“

Die Maschinen krachten und rasselten immer noch, aber sie waren hier in dem Schacht, unserer kurzen Zuflucht, nur Lärm aus einer anderen Welt, grob und laut. Unwichtig. Doch sie brauchten uns. Und schon hämmerte Meister Ross von der Tischlerei an die Eisentüre und brüllte:

„Verflucht, he, was ist denn los? Wo bleibt denn der verfluchte Fahrstuhl?“

„Schon in Ordnung gemacht“, sagte Richard. Und wir fuhren nach oben und lieferten den Zuschnitt ab.

Dann bei den Maschinen dachte ich an meinen Freund und sein Mädchen. Ein seltsames Paar. Aber ich hatte beim Sonntagstanz noch seltsamere gesehen! Adler und Stupsnase! Faun und Nymphen! Das Geschmachte und Geziere, das Gegiere und Verliebtsein... Am Abend nahm ich das Gespräch aus dem Fahrstuhl auf dem Heimwege wieder auf und fragte Richard:

„Du und Maria — ihr liebt euch wohl sehr?“ Im gleichen Atemzug bereute ich die dummen Worte. Natürlich liebten sie sich sehr! Richard fauchte mich an:

„Lieben ist gar kein Wort dafür, verbrennen müßte das heißen, sterben und wieder auferstehn...“ Der Mann, der so schlechte Verse machte, fand in seiner Rede nun wirklich dichterische Bilder und sagte: „Ich hab drüber nachgedacht, hab viel drüber gelesen, über die Liebe, und warum in den alten Geschichten die Könige ihren Purpur und die Philosophen ihre Würde verloren, wenn sie liebten... Verstand nie, wie ein Mann, so ein Weltumstürzler, weißt du, so ein Weltplaner, alles aufgeben, alles hingeben kann für so 'nen lumpigen Kuß. Aber jetzt, ja, wo's mich selber erwischt hat, versteh ich's gut. Es ist“, seine Stimme wurde ganz leise, „es ist der Ruf von den Müttern her, es ist der Anruf des Göttlichen... Aber wie kann ich, Maschinenarbeiter Richard Lehmann, so eine“, er suchte das richtige Wort, „so eine Besternte glücklich machen? Im Traume schon. In der Dichtung. In der Dichtung ist alles, alles, ganz ganz anders.“

„Wie denn?“ fragte ich.

„Mann! In der Dichtung — da lieben sich zwei, ja? Und sie haben Zeit und Geld für ihre Leidenschaften. Sie können reisen, wohin sie wollen, nach Rom oder Honolulu auf Hawaii — sie haben die Fülle, nicht nur im Gelde, weißt du, sind ja die Liebenden und die Fülle selber. Und Zeit, Zeit, Zeit, endlose, süße, wilde, berauschend! Keine Verkümmernungen, keine Beschränkungen, weißt du, ausleben, zeitlos und verschwenden... Aber wir armen Kerle, du und ich, ja, und die andern, wie, was haben wir schon, was denn? Ein Viertel vom Dasein, wenn's hochkommt, wenn wir Glück, viel viel Glück haben, die magere Hälfte. Bitter ist unsre Liebe, bitter und salzig.“

„Unsinn, Richard, Unsinn verdammt“, sagte ich. „Die anderen, die Reichen, die — die — die Zeitlosen, die können auch nur in einem Bette schlafen und auf einer Hochzeit tanzen. Nimm doch deine Maria in die Arme und gib ihr einen Kuß“, riet ich großartig, „wenn sie mehr haben will, gib ihr meinetwegen zwei Küsse, gib ihr ein Dutzend oder zwei Dutzend, ganz wie ihr lustig seid.“

„Das Gedicht — meinst du wirklich, daß es Maria gefallen wird?“ fragte er.

„So ein schönes Gedicht — bestimmt, Richard, bestimmt“, sagte ich. Die Lüge ging mir glatt von den Lippen.

„Ja“, sagte er, „ja. Nächsten Sonntag, gehst du mit, da wollen wir zusammen in die Heidemühle, geh doch mit, ja?“

„Gerne.“

Die ganze Woche sprachen wir kein Wort von Maria und auch nicht darüber, ob ihr das Gedicht gefallen hatte. Am Sonntag trafen wir uns. Wir begrüßten uns, lachten, schüttelten einander die Hände — Maria, Richard und ich —, dann machten wir uns auf den Weg, auf die Wege, lustig zuerst. Aber dann hatte ich das verdammt Gefühl, als erwünschter Dritter eingeladen zu sein. Als Zeuge sozusagen.





Der Tag war schön, strahlend der Himmel, erquickend die Winde, jeder Atemzug zur Freude gemacht. Aber Maria und Richard hatten gar keine Augen, gar keine Zeit für die Schönheit ringsum, mit jedem Schritt tiefer in den Wald hinein verloren sie alle Scham vor einem Zuhörer. Sie zankten sich. Schon wollte ich gehen, da baten sie wie aus einem Munde, doch zu bleiben. Schön. Ich blieb. Sie schwiegen nun. Nach einer Weile sagte Richard:

„Ich meine es ernst, Maria, ganz ernst, wir wandern aus, nach der Südsee vielleicht. Hier ist ein Buch mit Südseegeschichten, mußt du unbedingt lesen. Unbedingt!“

„Muß ich? Bücher, Bücher, immer bringst du mir Bücher ... Auswandern? Ha, nicht mal tanzen kannst du mit deinen steinernen Füßen! Die Südsee? Dann schon lieber China!“ Ihr Mund zitterte vor Spott. Richard merkte und sah nichts, er war ja blind und rief:

„China, ja, warum denn nicht China? Das Reich der Mitte! Marco Polo! King-Fu-tse! Li-tai-pe! Stelle dir vor: In China gibt's lachende Götter — lachende Götter!“

Es war schrecklich.

Zwei Menschen, die sich liebten und die im Feuer der Liebe standen — Maria und Richard —, und beide sprachen von Büchern, der Südsee, vom Reich der Mitte, der eine mit Verzückung; der andre voller Hohn und Spott. Ein Zwanzigjähriger und eine Siebzehnjährige, die sich liebten und die das Verlangen nach der Liebe verwirrte und verblendete.

„Lachende Götter? Ja, sie lachen, sie lachen über uns, über dich am lautesten“, sagte das Mädchen und begann haltlos zu lachen. Nur schwer beruhigte sie sich. Dann erklärte sie mit fester Stimme:

„Du mußt allein nach deiner Südsee fahren, Richard. Oder nach China. Fahre wohin du willst in deiner Traumwelt ... Machst ja immer nur Worte, große Worte ... Tut mir leid, aber — ja, hier, danke, hier hast du dein Gedicht wieder.“

Seine Hand zitterte, er griff nach dem Papier, dem dünnen Blatt, dem er einmal sieben Sterne anvertraut hatte, mehr noch, sein Liebesgeständnis.

Wir gingen heim. Maria drei Schritte vor uns. Einmal drehte sie sich um und warf Richard einen verlangenden, einen zärtlichen Blick zu, den Urweltblick der liebenden Frau, einen Schöpfungsblick. Aber der Mann war ja blind, stur und dumm war er. Eben so ein „Schöne-Worte-Liebhaber“, auch dann noch, wenn er darbt und litt.

Die Zeit selber brachte uns auseinander. Von Maria hörte ich, sie sei nach Berlin gegangen, habe als Mannequin gearbeitet und einen Amerikaner geheiratet. Richard blieb im Lande, heiratete auch, aber keine Maria, überlebte zwei Kriege, wurde Vorarbeiter und — in seiner Freizeit löste er keine Welträtsel mehr, sondern Kreuzworträtsel.

Viel Glück, Maria!

Viel Glück, Richard!



Wenig ist uns bekannt von der Art, wie unsere Vorfahren die weihnachtliche Zeit gestalteten. Wir wissen zwar, daß heidnische und christliche Bräuche eng ineinander verflochten waren. Eins aber steht unumstößlich fest: Die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönige galt als die Zeit der „Kokedage“. Diese Kuchentage haben sich, wenn auch in veränderter Form, bis in unser Jahrhundert erhalten.

Da wir inzwischen aber viel „feiner“ geworden sind, nennen wir diese Tage natürlich nicht mehr wie unsere bauerlichen Vorfahren „Vullebukstage“. — Es ist manchmal etwas peinlich, „up hauchdütsch“ zu sagen, was im Plattdeutschen lustig und originell klingt, deshalb wollen wir uns die Übersetzung lieber schenken.

Eigentlich begann „das Kuchen“, wie man diese Betätigung, die sich aus Backen und Essen zusammensetzte, kurzerhand nannte, bereits am 6. Dezember, wenn die Kinder, damals wie heute, ihre Schuhe vors Fenster stellten, damit St. Nikolaus sie mit Spekulatius und anderen guten Sachen füllen möge. Unsere ländlichen Vorfahren in mancher Gegend wollten an diesem Tage nicht vor der Jugend zurückstehen und ließen sich ein allgemeines Wurstessen mit Volksbelustigungen nicht gern entgehen. Während der Adventzeit erzählten dann die alten Mütterchen am Spinnrad Sagen aus alter heidnischer Zeit, aber gleichzeitig bekreuzigten sie sich wohl, denn am 6. Dezember begannen die Götter auf sturmgepeitschten Wolken ihre tollen Ritte. Als letzte im Reigen zog nach altgermanischem Glauben Hortha (Frau Holle) durch die Lüfte. Es war

die Zeit der wilden Nächte,

da durfte auch am Tage der Sterbliche keine Arbeit verrichten. Kein Spinnrad wurde gedreht, kein Dünger ausgefahren und keine Wäsche gewaschen oder gar aufgehängt. Selbst das Garn müsse verderben, munkelten die Ravensberger, das an solchen Tagen gesponnen würde, und die Schafe, die dazu die Wolle geliefert hatten, würden innerhalb des nächsten Jahres umkommen. Und wenn auch von den Hausfrauen in dieser Zeit gesagt wurde „Se bröden sik“, das heißt, sie braten sich, sie saßen am Herdfeuer und wärmten ihre Füße behaglich auf dem Fierstövken (Wärmöfchen), so waren doch diese kurzen, dunklen Tage um die Jahreswende, an denen — damals noch — der Schnee alles zudeckte und die Gewalt des Sturmes von Nacht zu Nacht zunahm, aufregend und nicht recht geheuer. Was tat sich alles in den Lüften! Vieles war außerdem zu bedenken, um sich im kommenden Jahr vor allen Unbilden zu schützen.

Kein Wunder, daß man seine Zuflucht zu den „Vullebukstagen“ nahm.

Mit einem wohlgefüllten Magen

konnte man mutiger gegen das nächtliche Gruseln angehen.

Im allgemeinen lag der Höhepunkt der Kokedage beim Jahreswechsel. In der niedersächsischen Gegend galt der 2. Januar als Tag der „Handgift“, das heißt der Beschenkung. An diesem Tage kamen sämtliche auswärts wohnenden Familienmitglieder zum elterlichen Haus, um die ihnen zustehenden Kuchen zu holen, wozu sie bereits am zweiten Weihnachtstag eingeladen worden waren. Jeder von ihnen hatte ein Anrecht auf 12 Dutzend „Iserkoken“. — Eiskuchen fehlen auch heute noch bei keiner Neujahrsfeier. — Allerdings dürfte das Rezept sich ein wenig geändert haben, denn die Überlieferung berichtet, daß man feines Roggenmehl mit Honigwasser anrührte, wobei dem Wasser so viel Honig zugesetzt wurde, daß ein Ei darin schwimmen konnte. Legte sich das Ei quer, so waren Kuchen von besonderer Qualität zu erwarten.

Weihnachtliche Kokedage

Die heute noch übliche Redensart

„*einem das Neujahr abgewinnen*“

erklärt sich daraus, daß einer, der vor dem anderen zuerst den Neujahrswunsch brachte, ein Anrecht auf drei Iserkoken extra hatte. Diese Kuchen nannte man einfach „das Neujahr“.

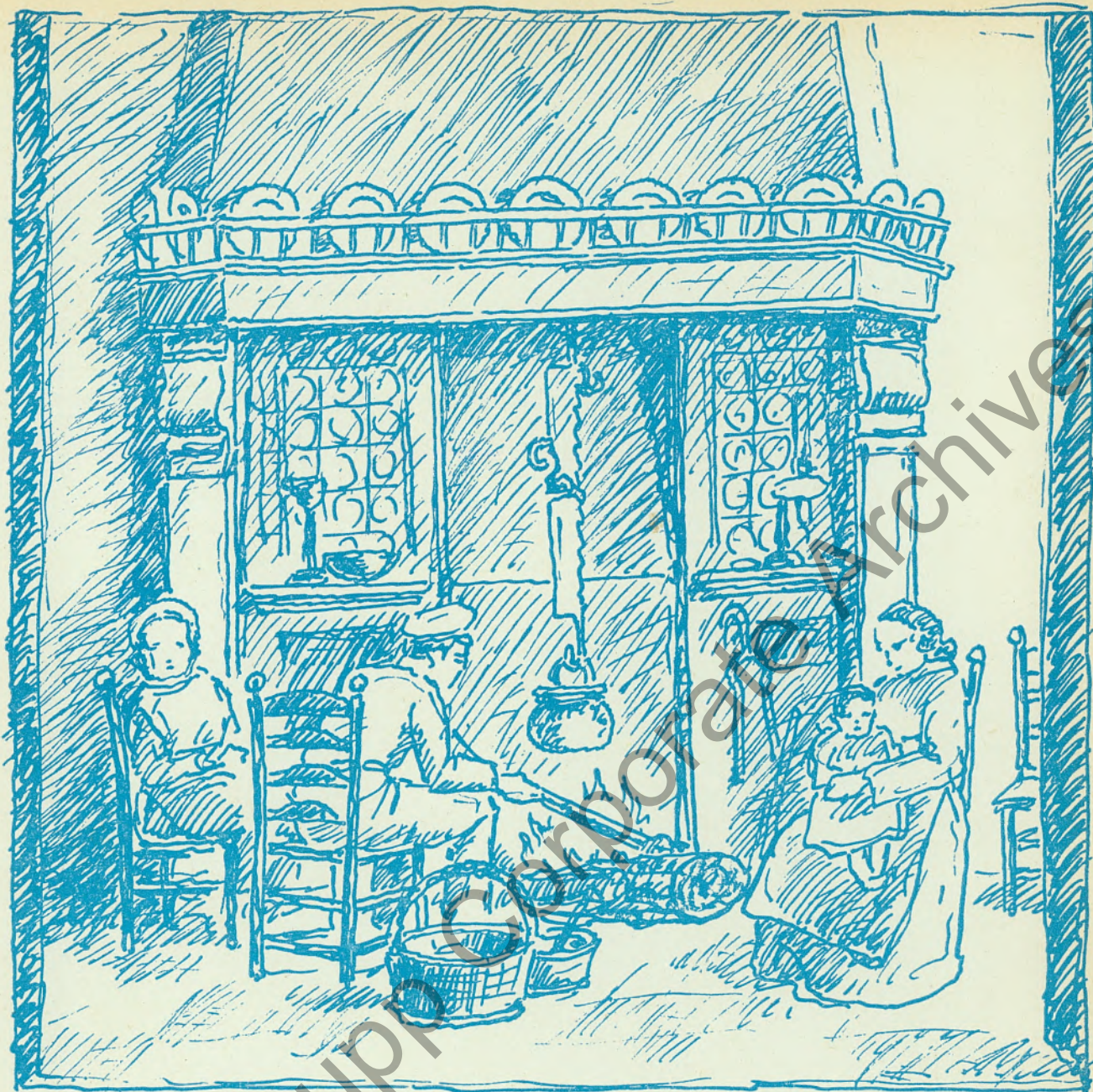
Im nördlichen Emsland kannte man noch die „Speckendicken“, das sind Eiskuchen, in die noch ein Stückchen Speck eingebacken war.

Die Art der Backweise in den einzelnen Ortschaften war oft recht unterschiedlich, denn die ländlichen Bäcker brachten ihre Kunst von den damals üblichen Wanderschaften mit und paßten sie später dem Charakter ihrer Ortschaften an. So erfreuten sich im Münsterland die Spekulation eines besonderen Rufes, in Niedersachsen hingegen die Eiskuchen.

Wichen schon die Rezepte von unserer heutigen Methode der Herstellung ab, wieviel mehr erst die Art des Backens selbst. Heute werden in aller Eile mittels eines elektrischen Waffeleisens, womöglich erst kurz vor der Silvesterfeier, die Eiskuchen nur so am Rande gebacken, mühelos, aber ohne Poesie. Wie ganz anders saß damals in der stillen Weihnachtszeit die ganze Familie mit dem Gesinde um das offene Herdfeuer, in dem es funkte und knisterte aus dem

„*Sulbock*“,

auch „Mitwinterbaum“ genannt, einem Baumstamm von beachtlichem Durchmesser! Es war natürlich Ehrensache, einen möglichst umfangreichen Stamm zu finden, der von zwei Pferden bis ans Feuer geschleift werden mußte. Ein Bericht



Beim Backen von Neujahrskuchen

aus jener Zeit veranschaulicht die Mächtigkeit eines solchen Baumes, der zweifellos hohl war, dadurch, daß noch nach drei Tagen Feuerung eine Eule herausgeflogen sei.

Der Teig für die Iserkoken wurde von den Frauen bereitet, während die Männer, Bauern und Knechte, Pfeife rauchend und alte Spöke erzählend, um den Kamin hockten und tagelang die hauchdünnen Kuchen backten mit langstieligen Waffeleisen, in die der Dorfschmied seltsame Ornamente eingraviert hatte, heilige und profane, primitive und künstlerische, je nach Können oder Liebe zum Handwerk.

In manchen Gegenden dehnte sich das Backen bis Dreikönige aus. Auch Knechte und Mägde durften einen dieser Kokedage im Elternhaus verbringen, um auch dort an der „Handgift“ teilzunehmen, das heißt den ihnen zustehenden Anteil von 12 Dutzend = 144 Kuchen zu holen. Da sie bei ihrer Herrschaft die gleiche Menge zu erwarten hatten, belief sich die Zahl der Eiskuchen, die verteilt werden mußten, auf 288 Stück.

Zahlen imponieren immer. Wir sind längst darüber hinaus, unsere Weihnachts- und Neujahrskuchen einander zuzuzählen. Zu dieser Sitte kehrten wir nur im zweiten Weltkrieg zurück, als jeder Löffel Mehl eine Kostbarkeit bedeutete.

Aber bei allen, die

Weihnachten noch als ein Familienfest

anschen und die den Kindern die gleiche Freude bereiten möchten, die ihre Jugend beglückte, wird gebacken, heute wie einst. Zu Nikolaus und Weihnachten Spekulatius. Aber die Weihnachtsbäckerei ist reichhaltiger und vielgestaltiger geworden. Da gibt es zusätzlich Honigkuchen und Printen, Mandelgebäck und Marzipan. Die „Völkerwanderung“ aus dem Osten brachte nach dem letzten Kriege noch manches Rezept hinzu, denn im Osten verstand man noch Weihnachten zu feiern, gleichermaßen für Leib und Seele. Und vor allem für die Seele, oder für das Herz, können wir gewiß gar nicht genug hinzulernen.

— T. —

Friede auf Erden!

2ars!

Abel York

frei-ge-klun-ken kün-ge, jubel-lic-ke
drin-gen aus dem eng-ten Spind.
Weihnacht will es werden, Friede sei auf
Erden jedem Menschen-kind!

Friede auf Erden! Weihnachtslied von Abel York

Feierglocken klingen,
Jubellieder dringen
aus dem engsten Spind.
Weihnacht will es werden,
Friede sei auf Erden
jedem Menschenkind!

Taue, Himmelsblüte
reiner Herzensgüte,
über Not und Schuld.
Alle Freudlos-Armen
tröste das Erbarmen
deiner sanften Huld ...

Auge mag sich feuchten,
keines sei dem Leuchten
solchen Glanzes blind!
Weihnacht will es werden,
Friede sei auf Erden
jedem Menschenkind!



Nach der Bescherung



Schnappschüsse im Heiligen Land

Die Photographie hält nicht nur Lebendiges fest; sie vermag auch dem Leblosen Leben zu geben. Dieser „verlebendigenden“ Wirkung seiner Kamera war sich einer unserer Mitarbeiter wohl bewußt, der uns diese Bilder einsandte mit der Bemerkung, es handle sich hierbei um „Schnappschüsse im Heiligen Land“, um eine „Reportage“ vom weihnachtlichen Geschehen vor 1959 Jahren. Er hatte die berühmte Oberammergauer Krippe besucht und photographiert, aber er hatte sie nicht „wie üblich“ geknipst, sondern durchaus in der Absicht, dem Schnitzwerk durch die Magie des Lichtbildes Leben einzuhauchen. Und die Wirkung, die er erzielte, ist in der Tat erstaunlich.

Dieser Aufzug der Heiligen Drei Könige vor dem Weichbild der Stadt Bethlehem könnte wahrhaftig das Werk eines zeitgenössischen Bildberichters sein!



Unserer Reportage kommt zweifellos zugute, daß die bauerlichen Künstler ihren Gestalten „echte“ Gewänder angezogen haben. Das rauscht und knistert nun aus jeder Bewegung und bringt jene Wirrnis ins Bild, die so viel lebensnäher ist als die nur auf Form und Linie bedachte Reinheit eines „materialgerechten“ Kunstwerks.

Das Kamera-Auge unseres Freundes sah in den Straßen Bethlehems auch das aufregende Geschehnis der Volkszählung, jedoch nicht aus der erhabenen Perspektive des Krippenbesuchers, der als Gulliver ins Land der Zwerge herabsieht und dadurch allein schon räumlichen und geistigen Abstand nimmt.

Die Kamera verharrete auch — wie es sich gehört — achtsam in gebotener Entfernung vor jener Szene, da Maria sich über das Kindlein neigt und die Hirten in Anbetung versinken. Sie war nicht neugieriger und auch nicht weniger zaghaft als die Mutter, die ihr Kind an die Stätte des Wunders führt.

Alle Jahre wieder...

Es geht mal wieder auf Weihnachten zu, und das ist die einzige Zeit im Jahr, wo mir alle Männer über zwanzig ein bißchen leid tun, weil sie unterm Lichterbaum meist zu kurz kommen. Natürlich ist auch bei den Frauen nicht alles Gold, was an Geschenken glänzt: Sie liebäugeln 11 Monate lang mit schönen und überflüssigen Dingen, aber sie bekommen aus unerklärlichen Gründen — je nach Vermögenslage — entweder einen Satz Kochlöffel (damit rühren sie die Familiensuppe um) oder ein neues Bügeleisen (damit bringen sie die Hemden ihres Familienvorstandes auf Glanz) oder einen Staubsauger (damit entfernen sie den Dreck der ganzen lieben Familie). Daß eine Frau es fertigbringt, solche Geschenke mit gerührtem Dankeslächeln entgegenzunehmen, das, meine Freunde, ist wohl das letzte noch ungelöste Rätsel der weiblichen Seele.

Aber dieses Problem ist noch harmlos gegenüber den Schlägen, die die Männer am Weihnachtsabend durchzustehen haben! Also die sind doch vor ein paar tausend Jahren

zum starken Geschlecht ernannt

worden und haben versäumt, Einspruch zu

erheben. Jetzt ist es natürlich zu spät, und zur Strafe müssen sie heute noch stark, weise und unerschütterlich sein. Dabei hegen von 1000 knapp gerechnet 997 den stillen Wunsch im Herzen, nach Feierabend mit irgendwas zu spielen, was fährt, fliegt oder wenigstens rattert. Aber wer hat schon den Mut, so etwas zuzugeben? Und so bekommen sie — alle Jahre wieder — 3 Aschenbecher, 4 Paar Manschettenknöpfe, 2 Feuerzeuge und dann nur noch Krawatten, Krawatten, Krawatten: wild gestreifte, blödsinnig geüpfelte, toll bedruckte. Sie schließen die Augen beim Geschenkempfang, fangen den Schlaganfall mit generationslang geübter Würde ab und bedanken sich mit leichtverzerrtem Lächeln.

Liebe Ehefrau, teure Braut!

Treten Sie doch dem Teufel auf den Kopf und schenken Sie ihm — ich meine Ihrem Auserwählten — eine nette kleine Eisenbahn. Sagen Sie dazu, in Amerika hätte der Eisenbahnkönig einen grundlegenden Konstruktionsfehler bei allen Bahnen der Welt entdeckt und alle Männer aufgerufen, zu suchen, wo der Fehler steckt. Er wird sich männlich gefaßt bedanken; wenn er

sich abends mit seinem Geschenk zurückzieht, dann braucht er nicht zu murmeln: „Ich geh noch ein bißchen spielen!“, sondern er kann — ohne rot zu werden — sagen: „Ich muß mich doch jetzt endlich um die Neukonstruktion kümmern! Bitte sorg dafür, daß ich nicht gestört werde.“ Glauben Sie mir, die Idee lohnt sich. Kein Fernsehprogramm, kein Varietébesuch wird Ihnen auch nur annähernd ein solches Vergnügen bereiten wie ein einziger Blick durch das Schlüsselloch des Konstruktionsbüros.

Am leichtesten sind immer noch Kinder zu beschenken. Sie tun ihre Wünsche in der Regel so oft und so deutlich kund, daß auch ein Schwerhöriger nachher

keine Ausrede

findet, er habe es nicht gewußt. Und wer meint, ein belehrendes Buch könne nicht schaden, dem rate ich ab: Er erntet einen Blick wie vom Pudel, der eine Klopfspeitsche geschenkt bekam.

Wer aber einen Vierbeiner im Familienverband hat, der höre nicht auf moderne Tierpsychologen: Einem anständigen Hund gehört zu Weihnachten seine Wurst mit der Berechtigung, sie je nach Temperament in stundenlanger Arbeit oder mit einem Schnapper zu verschlingen. Und wenn sie sich im Kanal querstellt, so ist das nur ein äußerliches Zeichen des vollendeten Genusses.

Doch auch an

die stillen Helfer des Hauses

sollte man jetzt denken. Da steht er auf dem Schreibtisch, der dreimal vermaledeite Quälgeist, der einen zwar manchmal mitten im Essen stört, aber dafür auch wieder stundenlange Irrwege bei jedem Weiter erspart. Meist ist er schwarz gestrichen, damit er von den vielen Lügen, die er zu hören kriegt, nicht rot wird. Wie wäre es, wenn Sie dem Telefonbuch eine neue Hülle über seine ausgefranstesten Kanten zukommen ließen? Etwa abwaschbar für Praktische oder in Schweinsleder für Genießer? Sie sehen, es gibt noch allerhand Möglichkeiten zum Schenken...

Zum Schluß noch etwas

für alle, die es angeht:

Da war doch mal die dumme Geschichte mit dem Müller, und seitdem grüßen wir uns nicht mehr. Bereiten Sie bitte keine gerührte Weihnachtsansprache vor, sondern gehen Sie bei der nächsten Begegnung auf ihn zu und sagen: „Ich meine, es wäre Zeit, daß wir zwei alten Heuochsen uns wieder mal treffen!“ — Keine Musik der Welt klingt so schön wie ein zweistimmiges Gelächter.

Und die Kerzen brennen heller in diesem Jahr.



ALLES FÜR VATER UND MUTTER GEWERKT

Als wir an die ersten Aufnahmen von unsern für unser „Christkindchen“ werkenden Töchter und Söhne dachten, brannte noch eine frühherbstliche Mittagssonne mit Temperaturen zwischen zwanzig und dreißig Grad auf den Hüttenbereich und den Dortmunder Norden herab. Hüttenknirps Kläuschen aber zeigte sich — fast noch mit einem Bein im Planschbecken des Schwimmbades Stockheide stehend — durchaus bereit, eine Stimmungsschwankung um einhundertachtzig Grad vorzunehmen und sich mit Kleistertopf, Scherchen und silbernen Papieren für eine adventliche Aufnahme bereit zu halten. Annegret, das wußte er, hatte damals schon das Geschenk für Mutti, einen Badehandschuh, so gut wie fertig.

Unsere Kinder also können das ohne viel Mühe, was Wort- und Schriftbeflissene uns jeweils in den vier Wochen vor der winterlichen Sonnenwende anzupfehlen bemüht sind: In ihren kleinen Herzen ist das ganze Jahr über Weihnachten!

Bei Ulrike und ihren kleinen Freundinnen und Freunden bekam man auch bereits im September das Gefühl, sie hätten so was wie eine (ach so altmodische!) Hamsterkiste für Weihnachten, in die fleißig alles gesammelt wird, was in der Schule und in unserm Jugendhort und an vielleicht verregneten Ferientagen mehr oder minder programmgemäß entstanden ist an Deckchen und

„Schonern“ und Täschchen für kosmetische Artikel und Strümpfe, an Nadelkissen und auch sehr anspruchsvollen Werkarbeiten, über die wir noch reden wollen. Zuerst wandert der Vater oder die Mutter beim Anblick fleißiger Kinder unwillkürlich in Gedanken

zurück in die eigene Kinderzeit,

die tief unten auf dem Grunde des Bewußtseins in stillem Lichte träumt. Es muß wohl Kerzenschimmer sein, viel goldener, als heute eine Kerze zu erscheinen hat. Vielleicht gehört auch eine mit dumpfem Knall ins Licht springende Gaslampe dazu oder eine mit viel Mühsal zu putzende Petroleumleuchte. Und Bratapfelduft und der scharfe Dunst des Glühkolbens, mit dem der älteste langsam „Eigener Herd ist Goldes Wert“ in ein Holzbrett brannte. Und der knirschende Laut, mit dem sich die Laubsäge in Märchenfiguren fraß (Lampenschirm für die Eltern), oder in seltsam gewundene Muster (Spiegel- oder Bildrahmen oder Schlüsselbretter für die Großeltern) oder in schlichten Windungen um die zu allem brauchbaren „Untersetzer“ (irgend etwas mußte Onkel Emil ja auch bekommen, wo Tante Meta doch den Topflappen kriegte).

Kissenplatten und Kaffeemützen in jeder Technik, Serviettenringe aus Pappe und bemühter Liebe, Eierkörbchen und Eier-

hütchen, geschriebene Wandsprüche und gestickte, moralisierende „Überhandtücher“, Buchhüllen, geklebte Transparente, aus weggeworfenen Flanellhemden gezauerte, „umstochene“ Staubtücher in Kriegzeiten, in Scherben zerkirrende Sparschweine, abenteuerliche private Schrottaktionen, die ein paar Mark einbrachten und die Mutter oder den Vater nachher Lücken in den Beständen leerer Flaschen oder im Werkzeugkasten entdecken ließen — das alles war Glück, von Materialbeschaffungssorgen unwirtetes, von Zeitnot bedrängtes, notdürftig geheimgehaltenes, der Freude des Beschenkten entgegengebendes, fieberndes, absolutes Glück.

In welchem Maße die Großen mitspielten

zeigt die Art, wie eine Hüttenwerkerfamilie Weihnachten zu feiern pflegte, die fünf kleine Mädchen hatte. Diese kleinen Mädchen kannten keine Sorgen, Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke für die Eltern betreffend. Die Mutter hatte ihnen ein für allemal gesagt, sie täten ihr den größten Gefallen, wenn sie ihr das Strümpfestricken für den Vater abnahmen. Also strickten sie schwarze Strümpfe, die einen mit roten Ringeln drin und die andern mit blauen. Am Heiligen Abend morgens bekam der Vater, der praktischerweise auch noch Geburtstag hatte, von jeder Tochter einen Strumpf geschenkt, über den er sich



gebührend freute. Senkte sich die Heilige Nacht auf den Kohlepott, so rückte unterm Tannenbaum jedes Töchterchen mit Strumpf Nummer zwei heraus, worauf der Vater erst richtig anfang, sich zu freuen, weil er nun der peinlichen Notwendigkeit enthoben war, womöglich einen Strumpf mit rotem und einen mit blauem Ringel zusammenzutragen: Jetzt hatte er sie ja von jeder Sorte paarweise.

Mit einem blankgeschliffenen Messer in der Hand drang in Marie Hamsuns „Langerudkindern“ ein weihnachtstoller Sohn ins Schlafzimmer seiner Eltern ein, weil er mit Recht annahm, daß auch morgens früh um sechs schon Heiligabend wäre und die Mutter ihr Geschenk (eben das Messer) ebensowenig mehr erwarten könnte wie der bärtige Vater das spitzenumsäumte rosa Taschentuch. Die jüngeren Mädchen hatten gezeichnet. Ebenso voll guten Willens, wie wir gezeichnet haben, wenn uns die Eltern versicherten, daß sie sich über ein hübsches Bild „am meisten“ freuen würden. Daß es gerade Teufelsmasken“ sein mußten, die der Junge im Völkerkundemuseum, Abteilung Südsee, abgezeichnet hatte, war ein ebenso winziger Schönheitsfehler wie das „struppige“ Haupt des Engels, den sich eine Mutter „alle Jahre wieder“ von ihren Kindern wünschte. „Wenn er fertig war, sah er beinahe mehr aus wie ein Teufel“, aber die Mutter sagte,

daß er sehr schön geworden wäre. Nur ihr Gesicht, in das die älter werdende Tochter einen forschenden Blick zu werfen wagte, verriet etwas von dem, was Mutter über das Kunstwerk dachte.

Damit das vom Kind erdachte und gefertigte Geschenk über den vergänglichen Wert hinaus, den z. B. die Weihnachtszeit auch einem mißglückten Engel am Tannenbaum verleiht, eine bleibende Freude für die Eltern und

ein gültiger Leistungsmaßstab für das Kind

würde, haben sich berufene und in Werkarbeit erfahrene Kräfte der wohlgemeinten, in Spüllappen, Fülleretuis, Bettische oder (wieder weihnachtlich gebundene) „Kerles“ aus Pflaumen oder Sterne aus Stroh ausbendenden Bastelwut angenommen. Erste Anleitung zu vernünftig betriebener und systematisch nach Alter und Können gegliederter bzw. aufgebauter Werkarbeit erfahren unsere Kleinsten bereits in unserm Kindergarten. Im Hort wird dann schon maß- und entwurfsgerecht vorgegangen, und wer die Elemente der Handarbeit, der Weberei, der Töpferei oder der Metallarbeit einmal kapiert hat, kann weder vor sich selber noch vor den „Kollegen“ Pfscharbeit verantworten, die ihn zudem auf Bastelniveau zurückverweisen würde.

Das schöpferische Prinzip, das jedem von uns eingeboren ist, dürfen unsere auf unsere

Weihnachtsfreude bedachten Kinder töpfernd fördern und pflegen. Uns bleibt (außer einem bißchen Neid, den uns niemand verübeln wird) die Freude über ihre Freude und darüber, daß unser Werk mit so viel Verständnisbereitschaft geheimen Wünschen und Sehnsüchten der Kindesseele nachgeht.

Uns bleibt die Erinnerung an die Kriegswihnachten, da sich die Lehrlinge unserer Lehrwerkstatt in den Dienst jener guten Sache stellten, die „Spielzeugaktion“ hieß. Ehe die hübschen Basteleien von insgesamt mehr als 3000 Stücken zur Verteilung kamen, konnten sich die Eltern in Ausstellungen von dem regen Erfindergeist und der Kunstfertigkeit ihrer Söhne überzeugen und für kleinere Geschwister eine Zweitauflage des Ausstellungsstückes erhoffen. Irgendwo am Saume des Gestern taucht auch

der gläserne Weihnachtsbaum

auf, den in schmuckknapper Zeit unsere Glasbläserei mit schimmernden Kugeln und glitzernden Eiszapfen geschmückt hatte. Und schmunzelnd gedenken wir des weihnachtsliedlichen Mißverständnisses, das beim Basteln und Werken nicht nur denen unterlaufen sein dürfte, die es offen zugeben:

„... Die redlichen Hirten knien betend davor, hoch oben schwebt Joseph den Engeln was vor!“



Der Knalleffekt



Wer die Feste, wie sie fallen,
feiert, sorgt für dies und das,
seinen Gästen zu gefallen.
Und an Dingen, welche knallen,
haben manche Leute Spaß.

Wissen will die kleine Schwester,
wie so etwas funktioniert,
das im Fasching, an Silvester
klein' und große Leut' zu bester
Stimmung bringt und animiert.

Vorsichtig an beiden Enden
zieht man bis zum großen Knall —
dann sucht man mit beiden Händen
fleißig nach verborgnen Spenden,
sehr gespannt in jedem Fall.

Das erwartete auch Vater
hinter seiner Kamera —
fürs geliebte Hobby hat er,
fast so wie im Staatstheater,
überzogen den Etat.

Doch die Knallbonbons in Masse
lohten, sieht man deutlich da:
Gab's ein Loch auch in der Kasse,
Vaters Photos wurden Klasse:
Nicht gestellt wirkt lebensnah.





Wir wollen uns nichts vormachen: Sämtlichen Sack-, Ballon- und Baby-Doll-Linien der Welt wird es nicht gelingen, Rock und Bluse aus unserem Kleiderschrank zu verdrängen. Was wäre unser Alltag ohne Blusen? Den Sommer haben sie sich ja schon längst erobert, und seit ein paar Jahren halten sie auch in winterlichen Kleiderschränken Einzug.

Frohe Kunde für alle Blusen-Fanatikerinnen: Die Blusen dieses Winters sind erfreulich, modisch und vielseitig. Sie folgen der neuen Linie, sind entweder lose geschnitten und liegen an der Hüfte auf oder hängen ganz locker und werden im Saum durch ein Bindeband zusammengezogen. Eine beson-

Auch im Winter: Blusen

ders liebenswürdige Variation ist die Kasackbluse. Sie bauscht sich leicht im Rücken und wird in der Mitte mit einem Gürtel zusammengehalten.

Die Krawatte, Lieblingskind aller Sommerblusen, behauptet sich auch im Winter. Die halsfernen Kragen haben sich ebenfalls in die neue Saison hinübergerettet. Trotz der kühlen Witterung ist Seide bei eleganten Modellen Trumpf, bisweilen mit amüsanten Strickbördchen kombiniert. Sonst sieht man bei festlichen Gelegenheiten viel Samt und Brokat.

Tagsüber werden warme, oft gemusterte Stoffe bevorzugt. Die Farben sind der modischen Palette dieses Winters entnommen: die satten Töne des Laubes und der reifen Früchte, aufgehellte durch Sand, Eierschale und zartes Pastell.

Der neue Wintermantel

Längst ist in der Mode die Diskussion über taillierte oder untaillierte Mäntel verstummt. Es bleibt beim Hänger. Und es ist erstaunlich, wie wandlungsfähig, wie immer wieder überraschend neu die Silhouette des Hängers sich gestalten läßt.

Für die kommende Wintersaison ist eine sehr füllige, aber festumrissene Kontur typisch. Das heißt, die Mäntel sind wuchtig, weit, aber geradefallend geschnitten. Stoff und Verarbeitung lassen, auch in der Bewegung, keine Veränderung der Silhouette zu. Um diese Tendenz zu verstärken, werden Nähte und Kanten am Tagesmantel häufig breit abgesteppt, was den Eindruck des Soliden, Unverrückbaren unterstreicht. Nahtteilungen gliedern den großflächigen Schnitt oft geometrisch streng, aber amüsant und einfallsreich auf. Die Schultern werden abfallend, jedoch breit und rund behandelt.

Der angeschnittene oder tief angesetzte, weite und kurze Ärmel verstärkt den kuppelförmigen Eindruck. Hochgestellte, kelchförmige Kragen, Dach-, Dom- und Pelegrinenkragen, breite Reverskragen und weniger anspruchsvolle, runde Kragenformen haben alle das eine gemeinsam: Sie sind nach wie vor „halsfern“. Neu ist das Interesse an kragenlosen Mänteln, die oft von einem langen Schal aus dem gleichen Stoff, unten ausgefranst, begleitet werden. Neu ist auch die Selbstverständlichkeit, mit der der gekürzte Mantel akzeptiert wird, der einen passenden Rock, ein gut abgestimmtes, schmales Kleid handbreit vorschauen läßt. Der locker gegürtete Mantel gehört schon zum klassischen Repertoire, ist aber durch seine Verwandtschaft mit der modisch stark betonten, langen Canadiennejacke wieder ins Blickfeld gerückt.

Überwiegend wird der einreihige Knopfschluß bevorzugt. Große Knöpfe sind weit auseinandergerückt, und es wird viel Luxus mit ihnen getrieben. Auch riesige Montageknöpfe spielen eine Rolle.

Lang- und kurzhaarige Mohairs, Tweed, Natté, melierte Curlware, Kamelhaarqualitäten sind die zwar bekannten und doch wieder neuen Stoffe für die neuen Wintermäntel. Sie scheinen mit jeder Saison noch schöner, in der Ausrüstung und Dessinierung noch edler und effektvoller zu werden. Helle Farben liebt man für Sportmäntel, für die eleganten Typen oft überraschend leuchtende, hochmodische Töne, wie Flieder, Japanlack, Mandarin. Auch der schwarze Wintermantel ist nicht zu verdrängen, auch nicht von dem Aufgebot neuer Braunschattierungen, die sehr sanft und sehr schmeichelnd wirken. Für die verschwenderischen Pelzbesätze werden die langhaarigen Felle — Fuchs, Waschbär, Luchs und Dachs — bevorzugt.

neue mode

neue vokabeln

Die Modeleute können es nun einmal nicht lassen: Immer, wenn es etwas Neues gibt, erhält es totschier einen Namen, unter dem man sich als Laie beim besten Willen nichts vorstellen kann. Natürlich ist man als schlichte Hausfrau keineswegs verpflichtet, mit dem Vokabularium einer Modejournalistin aufzuwarten. Dennoch aber, wer hat es schon gern, einem fremdwörterjonglierenden Verkäufer eingestehen zu müssen, daß man von der Modesprache keine Ahnung hat. Sie ist eine Klippe, die man nur überwinden kann, wenn man sich zu Beginn jeder neuen Saison mit den neuen Schlagwörtern vertraut macht. Das erleichtert zugleich auch den Einkauf, weil es umständliche Beschreibungen — Wissen Sie, ich dachte an ein Kostüm mit solch einem neuen Kragen, so hoch und da mit Falten usw.! — und das Mitschleppen umfangreicher Modejournale erspart. Es lohnt sich darum, die wichtigsten Vokabeln kennenzulernen. Hier sind sie:

BASIS-DRESS...

kommt aus dem Amerikanischen und meint ein schlichtes, meist schwarzes Kleid, an dem nichts „dran“ ist. Schmuck, Accessoires, Stolen und Pelerinchen verleihen diesen Grundkleidern ein immer neues Gesicht.

CANADIENNE...

eine blusige, gegürtete Jacke, die dem Buschhemd ähnlich ist. Der Schoß ist hüftlang gearbeitet.

CARDIN-ÄRMEL...

von Pierre Cardin, dem jungen französischen Modeschöpfer, lanciert. Es sind tief und gekraust eingesetzte, meist ellenbogenlange Flügelärmel, die dem Oberteil einen Pelerineneffekt verleihen.

CHANEL-JUMPERKLEID...

von Madame Chanel, der bekannten französischen Modeschöpferin, entworfen. Es besteht aus einem im Rücken geknöpften Jumper mit flachem Ausschnitt und dreiviertellangen Ärmeln. Dazu gehört ein schmaler Rock mit rückwärtiger, zur Knopfpartie des Jumpers korrespondierenden Gehfalte.

DIOR-FALTE

Gehschlitz am Rock, der mit demselben Stoff unterlegt ist.

DIOR-ROSEN...

aus dem Stoff des Kleides oder Kostüms gedrehte Rosen in allen Größen und Formen.

FRONCIERTER KRAGEN...

Großer, schulterbreiter, hochstehender Kragen, der in weiche Falten und Fältchen gelegt ist. Eine glatte Blende faßt die Krause ein.



KLEID IM CHALET-STIL...

(Chalet = Ferienhaus) stammt aus der Schweiz und meint ein damenhaftes Après-Ski-Kleid, das aus einem sogenannten Tapisseriestoff gearbeitet ist, der wie Möbelstoff wirkt.

LUMBER-BLUSE...

eine taillenlange Bluse, deren Weite blusig in einem festen Taillenbund eingezogen ist oder von einer gerafften, breiten Schärpe aufgefangen wird.

TOPPER-KOSTÜM...

Kostüm mit geradegearbeiteter, mittellanger Jacke, die ohne Gürtel getragen wird.

SAHARIENNE...

ein Mittelding zwischen Mantel und Jacke, eine Art Kasack. Sie wird mit Gürtel getragen und hat einen meist knielangen Schoß.

VAREUSE-KRAGEN...

ein modisch abgewandelter Matrosenkragen (sprich „Wahrös“), der sich breit um spitze, bis zum Gürtel reichende Ausschnitte wölbt. Er hat einen geraden Einsatz, der allzu tiefe Einblicke verwehrt.

WANNENKRAGEN...

Eine Art Kuttengkragen, hochstehend und schulterbreit gearbeitet. Er ist weich modelliert und läßt den Hals frei.



Wer von ihnen weiß genau, was er holen will? Schätze: der dritte von links

Wissen Sie genau, was Sie wollen?

Unsere Formular-
und Büromaterialausgabe
stellt Röntgenfragen

„Federn!“, liest der Kollege am Schalter mit vorwurfsvollem Kopfschütteln von unserem Materialanforderungszettel ab, „welche Sorte denn? Zeichenfedern? Li-Federn? Kunschriftfedern? Ornamentfedern? Graphosfedern? Das muß doch dabeistehen, wenn solch eine Anforderung ‚glatt über die Bühne gehen soll‘.“

Der Lehrling, der den Zettel überbracht hat, dürfte um diese vorgeschrittene Zeit seines ersten Jahres schon wissen, daß man in unserer Materialausgabe, die immerhin dreizehnhundert und noch einige Positionen zu vereinnahmen und abzugeben hat, mit allgemeinen Bezeichnungen nicht weiterkommt. Gerade vorige Woche hat er grinsend dabeigestanden, als die Kollegin von der Nachbarabteilung „das Theater“ mit den Schildern für verschieden breite Ordner machte: „Fünfeinhalb, acht ... Da fehlt doch was dazwischen! Nein, sechs will ich nicht. Wie soll ich das denn kleben? Warum haben Sie nicht ... ? Geben Sie mir doch ... Wo ich es genau ausgemessen habe! Nein, ich brauche keinen Zollstock, ich weiß doch, was ich will!“ — „Das wissen Sie eben nicht, Fräuleinchen“, seufzte hinterm Schalter Theodor Zwierski mit dem schmerzlichen Lächeln des viel (und immer auf die gleiche Weise) geplagten Mannes. Sein Mitarbeiter Walter Hufenbach legte den zurückgewiesenen Zollstock sanft in seine Materialschale zurück und machte, weil sich inzwischen eine Schlange von sechs Wartenden angesammelt hatte, einen Strich durch die ungenaue Bestellung: „Kommen

Sie bitte noch mal wieder, wenn Sie's genau nachgesehen haben.“

Unerledigt, weil ungenau,

das ist das Schicksal so mancher Position auf unserem Anforderungszettel, wenn Material- oder Klassenbezeichnung, Name oder Nummer des gewünschten Gegenstandes nicht angegeben wurde. Natürlich gibt es eine Reihe von Gegenständen, bei denen nichts passieren kann: Anfeuchter etwa oder Lochverstärker, Heftzangen, Heftzwecken, Reißbrettstifte, Verschlussscheiben, Schnellhefter. Aber bei Minen z. B. (alle Sorten auf Lager) wird es gleich wieder hochkritisch; bei Farbbändern geht es um die Breite (11 bis 25 mm), um die Farbe und das Grundmaterial Seide oder Baumwolle, ferner um die Bestimmung „normal“ oder etwa „Rotaprint“. Ein Problem sind die Register, die Ordner und Vorordner, die Klipp- und Klemmappen, die Etiketts und Blocks!

Was heißt „Papier“?

wenn nicht dabeisteh, ob's DIN A 4 Schreibpapier oder A 3 gefalzt sein, ob's „normal“, „kariert“ oder „rautiert“ gewünscht wird? Welche Farbe soll denn die Tusche haben? Wird sie in Flaschen oder Tuben bevorzugt?

Dem Beschauer, vor dem da Fach um Fach der — demnächst noch neuzeitlichen — Vorratsschränke aufgetan wird, vor dem sich Gang um Gang der raum- und wegsparenden Compactusanlage öffnet, wird angst und bange angesichts der Viel-

falt der Dinge, der Bezeichnungen, der Beschriftungen und Bezifferungen. Fast wagt er es nicht, mit einem teilnahmevollen Wort an die Frage der hier sicherlich besonders schlimmen Inventur zu rühren. Aber, o Wunder: Die Inventur hat keine Schrecken mehr! Von jetzt an. Früher immer, und diesmal zum 30. September, „da war man Matsch“, aber künftig werden das die Hollerithmaschinen erledigen. Sie verlangen eine gewisse „Arbeitsvorbereitung“, nämlich die Einteilung des Materials nach Schlüsselnummern. Aber wenn die durchgeführt ist und man sich daran gewöhnt hat, dann sollte der Segen der Rationalisierung bald spürbar werden.

Der Vordruckvorrat jeder Abteilung

liegt, nach Nummern geordnet, in der Compactusablage beisammen. Den größten Verbrauch an Formularen der verschiedensten Sorten haben die Kaliber- und Kaltwalzwerke, die Stahlwerke, die Versuchsbetriebe und die Verfrachtung. In ihrer Qualitätsstelle besonders vielfältig unterteilt, hält die V. A. den „absoluten Rekord“ mit etwa 200 verschiedenen Betriebsvordrucken! Die für alle Betriebe und Abteilungen einheitlichen Verwaltungsvordrucke sind dabei nicht mitgezählt. Nicht viele unter uns wissen, daß viele von diesen in so großen Mengen gebrauchten Vordrucke in unserer eigenen, der Materialausgabe gegenübergelegenen Druckerei hergestellt werden: Ganz moderne Rotaprintmaschinen stellen im Monat bis zu 250 000 Stück her. Dazu kommen noch etwa 50 000 Wachsabzüge und leuchtende Buntdrucke für die Werknormenstelle oder, von Drucker Alfred Helms kunstvoll komponiert, statistische Farbbeilagen für Aufsichtsratsberichte.

Dreimal in der Woche ist Materialausgabe,

montags, mittwochs und freitags von 8 bis 12 Uhr. Wir wissen das alle, und wir bemühen uns auch, uns ganz streng danach zu richten. Denn es läßt sich denken, daß die beiden Kollegen vom Schalter auch noch was anderes zu tun haben: feststellen, was fehlt oder was auszugehen droht, Nachbestellungen einleiten und — die Eingänge an Material in Empfang nehmen, notieren, mit Abteilungs- und Nummernstempeln versehen und in Schränken, Schüben und Compactusgängen und -fächern verstauen. Von jedem Paket nehmen sie zwei Muster, eines fürs Archiv und eines für die Organisation. Bis da alles verstaut ist, was auf kleinen, stählernen „Lieferwagen“ täglich anrollt, da weiß man, daß man eine muntere Zahl von Kilometern in und durch die Compactusanlage zurückgelegt hat. Leider fehlt daran

ein Tachometer, der die von den einzelnen Fächern in Meterschritten zurückgelegten Strecken in Kilometer umrechnet und aufzeichnet. (Der Chronist erlaubt sich, diese seine Idee dem betrieblichen Vorschlagswesen als Verbesserungsvorschlag einzureichen!) Angesichts der Arbeitsfülle ist man wenig begeistert darüber, daß immer wieder dem Kollegen ABC oder der Kollegin DEF in der Abteilung XYZ einfällt: „Der Kugelschreiber ist leergeschrieben, die Stempelfarbe eingetrocknet, der Vorrat an Reitern erschöpft...“

Am Schalter werden sie wohl mal 'ne Ausnahme machen!

Ja, sie „werden“; sie „machen“, sie tun für uns, was sie können, und sie tun's sogar gern. Aber wenn aus der „mal“ gemachten Ausnahme die Regel wird (weil man „hintenrum“ natürlich nicht in einer Schlange zu stehen braucht und so schön prompt „bedient“ ist!), wann sollen die Kollegen Zwierski und Hufenbach dann ihre andere Arbeit tun, die sie doch (in unserm Interesse!) erledigt haben müssen, wenn wir morgen zu normaler Schalteröffnungszeit wieder was wollen? Es ist gewiß recht und billig, daß sie — nachdem sie uns einen Blick auf all die Schätze haben werfen lassen, die sie betreuen und hüten und die sie uns gern vermitteln, wenn wir uns nur ein bißchen um das richtige „Schlüsselwort“ bemühen — mit freund-

lichem Nachdruck darum bitten, daß wir die **Ausgabezeiten einhalten.**

Am allerliebsten sind ihnen die „Kunden“, die regelmäßig ihre Monatsbestellung schicken. Was da verzeichnet steht, wird nachmittags in Ruhe zusammengesucht und kann zu gegebener Zeit — ohne Warten — abgeholt werden. Es geht ruck-zuck; der erledigte Schein wandert in die Bestellkartei hinüber, wo das Ausgelieferte „abgetragen“ wird, und dann in die Lochkartenabteilung zu weiterer Verarbeitung. Denn auf diesen großen Formularen ist, erhärtet durch langjährige Erfahrung, alles klar: die Bezeichnung des gewünschten Artikels, die Nummer, die Norm. Rascher, reibungslos glatter Arbeitsablauf ist dabei in solchem Maße garantiert, daß ab 1. Oktober 1959 von der Organisation angeordnet wurde, die Monatsbestellung zum Grundsatz aller Betriebe und Abteilungen zu machen und die ausnahmsweise erbetene „Kleinausleihe“, die an Tagen allgemeiner Gedächtnisschwäche bis zu hundert (!) Sonderfällen aufzuweisen hatte, zur Ausnahme der Ausnahme zu erheben.

Bis sich die neue Geschäftsdisziplin allerdings überall durchgesetzt hat, bleibt man am Schalter montags, mittwochs und freitags automatisch auf Komplikationen eingestellt: „Soll's ein Standardblock sein, mein Junge? — Meinen Sie ‚Zwischenordner mit Haken‘, Fräulein Lotte?“

Theodor Zwierski und Walter Hufenbach sind sichere „Bergführer“ durch die systematisch aufgeschichteten Materialmassen



Premierminister David Ben Gurion,
der „Löwe von Israel“ (rechts),
hilft bei der Anlage
von Stacheldrahtverhau
und Verteidigungsanlagen in einem
Kibbuz an der Grenze des Landes



ISRAEL



Viele hunderttausend Einwanderer betraten im Hafen von Haifa zum ersten Male israelischen Boden. Hier eine jüdische Familie aus Nordafrika an Bord der „Aliyya“ (Einwanderung). Sie hat auf dem Kai Verwandte entdeckt

Die erste israelische Generation in einer Kibbuzschule: Ein Teil wurde schon im Lande geboren, viele wanderten mit ihren Eltern ein und sprechen eine andere Sprache. Sie lernen Ivrith, das moderne Hebräisch, und werden Israeli



Ein kühneres politisches Experiment als die Sammlung der Juden aus allen Teilen der Welt ist kaum denkbar. Trotz aller Unterschiede der Herkunft, der Sprache, der Bildung, der Zivilisationsstufe, der Hautfarbe, ja sogar der Religionsausübung werden die einzelnen Volksteile seit einem halben Jahrhundert zu einer Nation zusammengefügt. Für jedermann sichtbar ist dieser Prozeß aber erst seit 1948, dem Jahr der Gründung des Staates Israel. Die treibende Kraft war der politische Zionismus, als dessen geistiger Vater Theodor Herzl gilt. Ohne von den Bestrebungen russischer Juden zu wissen, die schon 1881 ihre Hoffnung auf ein gleichberechtigtes Leben innerhalb ihres Wirtsvolkes aufgegeben und an die Errichtung einer nationalen Heimstatt in Palästina gedacht hatten, entwickelte der Wiener Journalist und Schriftsteller Theodor Herzl (1860—1904) in seinem Buch „Der Judenstaat“ (1896) seine Idee von der Errichtung eines jüdischen Gemeinwesens.

Herzl stammte aus einer Familie, die — wie nahezu alle in Mittel- und Westeuropa — assimiliert war, sich also dem Wirtsvolk angepaßt hatte. Er hatte sogar einmal empfohlen, alle jüdischen Kinder taufen zu lassen, um so mit der Zeit das jüdische Problem in Europa zu lösen. Diese Ansicht gab Herzl unter dem Eindruck des Militärgerichtsprozesses in Paris gegen den elsässischen Hauptmann im französischen Generalstab, Alfred Dreyfus, auf, zu dem er als Berichterstatter der Wiener Neuen Freien Presse entsandt worden war. Dreyfus war 1895 auf Grund gefälschter Dokumente wegen Verrats militärischer Geheimnisse an die Deutschen in Paris öffentlich degradiert und zur Verbüßung einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe auf die Teufelsinsel verbannt worden. Den Prozeß hatten wilde antisemitische Ausschreitungen begleitet. Dreyfus wurde erst nach Jahren rehabilitiert.

Wie auch die russischen Juden vor ihm, kam Herzl selbständig zu der Überzeugung, daß nur eine eigene nationale Heimstätte das jüdische Problem lösen könne. Er rief die zionistischen Weltkongresse ins Leben, deren erster 1897 in Basel abgehalten wurde, trug den europäischen Herrschern seine Ideen vor und führte eine gewisse Einigung der einzelnen jüdischen Gruppen herbei, die nach seinem Tode allerdings wieder zerfiel. Immerhin hat er den europäischen Staatsmännern gezeigt, daß der Zionismus eine Bewegung war, mit der gerechnet werden mußte. Der Zionismus war eine Folge der antisemitischen Pogrome in den Wirtsvölkern. Die Situation innerhalb der zionistischen Bewegung war von dem

Gegensatz zwischen Westjuden und Ostjuden

gekennzeichnet. Die Westjuden Mittel- und Westeuropas, zu denen Herzl gehörte, hatten sich den Wirtsvölkern schon weitgehend

angepaßt; sie sprachen die Sprache des Landes, hatten an dessen Bildungsgut Anteil, ja leisteten wertvolle, oft sogar überragende Beiträge zu dessen geistiger und kultureller Entwicklung. Die Ostjuden lebten dagegen im Getto, hatten in der Abgeschlossenheit jüdisches Kultur- und Geistesleben fortentwickelt und die hebräische Sprache bewahrt. Bezeichnend ist, daß Palästina für die Westjuden nur eine der Möglichkeiten war, eine jüdische Heimstätte zu schaffen (so gab es beispielsweise einen „Uganda-Plan“). Für die Ostjuden kam dagegen ausschließlich Palästina in Frage. Und nur Palästina hatte die Zugkraft, die notwendig war, um einen jüdischen Staat zu gründen. So ging die Führung in der zionistischen Bewegung an die russischen Juden über.

Chaim Weizmann (1873–1952), ein Wissenschaftler von hohem Grad, der 1948 erster Staatspräsident Israels werden sollte, kam aus dem weißrussischen Getto von Motol nach Deutschland, wurde später Privatdozent in Genf und erfand im ersten Weltkrieg ein neues Herstellungsverfahren für Azeion, das die britische Marine für die Produktion rauchschwachen Schießpulvers brauchte.

Weizmann fand dank seiner wissenschaftlichen Erfolge Eingang in die höchsten britischen Regierungsstellen und erreichte, daß der britische Außenminister Balfour 1917 die Deklaration gleichen Namens bekanntgab, in der die britische Regierung ihr Wohlwollen gegenüber dem Plan ausdrückte, in Palästina eine

nationale Heimstätte

für das jüdische Volk zu errichten, und ihre Unterstützung versprach. Die Briten hatten damit über ein Land verfügt, das ihnen gar nicht gehörte. 1920 erhielt Großbritannien dann vom Völkerbund Palästina als Mandat übertragen mit der Maßgabe, sich an die Balfour-Deklaration zu halten. Nach jahrelangen Unruhen zwischen der arabischen und jüdischen Bevölkerung in Palästina gab Großbritannien 1948 sein Mandat auf. Der Staat Israel wurde gegründet.

Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts hatte die zionistische Bewegung dazu geführt, daß zwei jüdische Organisationen in aller Welt Spenden sammelten, mit dem Geld in Palästina Boden kauften und darauf Juden als Bauern ansiedelten. Die ersten Einwanderer waren russische und polnische Juden. Sie waren mittellos wie viele nach ihnen. Die zionistischen Organisationen gaben ihnen Boden, Gerät, Vieh und bauten ihnen dürftige Hütten. Die Einwanderer hatten eine Gemeinschaft zu bilden, den Boden gemeinsam urbar zu machen und zu bearbeiten, den Ertrag weitgehend wieder zu investieren und nur zum kleinsten Teil gemeinsam zu verbrauchen. So begann die Kibbuz-Bewegung, ein System von Kollektivdörfern, das sich heute über ganz Israel erstreckt. Die Kibbuzim (Mehrzahl von Kibbuz) waren die Voraussetzung dafür, daß ständig neue Einwanderer aufgenommen und eingeordnet werden konnten. Und sie waren die wirtschaftliche Voraussetzung für die Gründung des Staates Israel.

Heute gibt es in Israel
mehrere Wirtschaftsformen,

die miteinander im Konkurrenzkampf stehen: staatliche, gewerkschaftliche, genossenschaftliche und privatkapitalistische Industrieunternehmen, Gewerbebetriebe, Handels- und Verkehrsgesellschaften sowie kollektive, genossenschaftliche und private bäuerliche Betriebe.

Davon sind die landwirtschaftlichen Kollektivbetriebe die eigenartigste Form, die in keinem anderen Land der Welt anzutreffen ist. Der Vergleich mit einer sowjetischen Kolchose liegt nahe, ist aber falsch. Denn während in der Sowjetunion die Einzelbauern Boden, Gebäude, Geräte, Vieh und Vorräte in die Gemeinschaft einbringen mußten, um dann als Landarbeiter im Kollektiv zu Kollektiv zu schaffen, waren die Kibbuznikim (Mitglieder der Kibbuzim) mittellose Einwanderer, die sich freiwillig zusammengefunden hatten, um gemeinsam zu arbeiten, weil der einzelne keine Chance gehabt hätte.



Zwei typische Kibbuznikim in einer Siedlung im Norden der Wüste Negev: opferbereite, arbeitsame, anspruchslose Landarbeiter

In den Grenz-Kibbuzim wird Tag und Nacht Wache gehalten. Nachts werden Scheinwerfer eingeschaltet, wenn sich etwas Verdächtiges nähert. Während vor der Sinaiaktion 1956 Überfälle an der Tagesordnung waren, die immer wieder Tote und Verwundete kosteten, haben die Siedler sich heute meistens nur der Diebe zu erwehren, die über die Grenze kommen





Israelische Wissenschaftler züchteten für die Steppe des Negev eine Baumwollsorte, die an die Qualität der ägyptischen heranreicht, allerdings noch nicht so hohe Ernteerträge liefert. In absehbarer Zeit wird Israel seinen Textilrohstoffbedarf selbst erzeugen können

In allen Kindergärten der Welt wird „Vater, Mutter und Kind“ gespielt. Notfalls wird der Hund ins Bett gesteckt, weil er „krank“ ist. Diese beiden Mädchen sind bei ihren Eltern, die als Chawerim in einem Kibbuz arbeiten, „zu Besuch“



Diese Arbeitsgruppen zählten damals selten mehr als eine Handvoll junger Männer und Frauen. Sie lebten in primitiven Hütten oder Zelten, hatten kaum satt, jedenfalls nur eintönig zu essen, entsteineten den Boden, legten Sümpfe trocken und machten sie malariefrei, zogen Wasserleitungen zur Berieselung des verkarsteten Bodens, machten baumlose Hügel mit Terrassenkulturen wieder fruchtbar, pflanzten Orangenhaine und kleine Wälder, züchteten Rinder, Schafe und Hühner. Sie investierten den dürftigen Ertrag immer wieder in Geräte, Maschinen, Nutzvieh, Wirtschaftsgebäude und neuen Boden. Erst nach Jahrzehnten gönnten sie sich massivere Häuser, besser zu essen, ein Minimum an Zivilisation. Daneben nahmen sie immer neue mittellose Einwanderer in ihre Gemeinschaft auf, schufen ihnen Arbeitsplätze und ein Dach über dem Kopf.

Alle diese Maßnahmen wurden

demokratisch beraten und beschlossen,

soweit die Verhältnisse überhaupt eine Wahl ließen. Das Kollektiv bestimmte, ob ein Ehepaar schon ein Kind haben durfte (das der um ihre Existenz ringenden Gemeinschaft eine Arbeitskraft entziehen und Kosten verursachen würde), ob die Dorfgemeinschaft sich ein einfaches Radiogerät leisten konnte, oder ob erst eine neue Garnitur Blechteller angeschafft werden mußte. Die Kollektive konnten nur existieren, wenn Männer und Frauen gleich hart schafften und sich einer strengen Arbeitsteilung unterwarfen.

Diese Kibbuzim haben sich inzwischen zu großen Dörfern entwickelt, die in Einzelfällen sogar mehrere Tausend Einwohner haben. Im Zentrum liegt das Gemeinschaftshaus mit einem großen Saal, in dem die Mahlzeiten eingenommen werden, einer Großküche mit modernsten Maschinen, Aufenthaltsräume, Bücherei, Kinosaal, zuweilen auch einem kleinen Museum, in dem die archäologischen Funde ausgestellt sind, oder anderen kulturellen Einrichtungen. Jedes Ehepaar bewohnt ein bis anderthalb Räume, meist ohne Komfort. Für die ältesten Mitglieder, die kaum noch arbeiten, wurden vielfach schon schmucke Häuser im Pavillonstil gebaut, in denen zu einem Appartement ein eigenes Bad und eine Kochnische gehören. Die jüngeren Ehepaare benutzen dagegen noch zu mehreren ein Badehaus und die sanitären Einrichtungen.

Für die Kinder

wurden schon vor vielen Jahren, als die Eltern noch in primitiven Hütten lebten, eigene massive Steinhäuser gebaut, in denen sie, nach Jahrgängen geordnet, aber Jungen und Mädchen gemeinsam, unterrichtet werden, essen und schlafen. Sobald die Mutter nach der Geburt arbeitsfähig ist, wird sie wieder in die Versorgung des Kollektivs oder in den Produktionsprozeß eingeschaltet, sei es in der Gemeinschaftsküche, dem großen Waschhaus, der Bügelanstalt, in den Viehställen oder auf dem Feld. Ihr Kind weiß sie gut versorgt. Ausgebildete Säuglingspflegerinnen und Kindergärtnerinnen hegen die Kleinsten, Lehrer und Lehrerinnen erziehen die 6- bis 18jährigen. Sie alle werden zum Gemeinschaftsleben, zur Opferbereitschaft, Genügsamkeit und Arbeitsamkeit erzogen. Die Kinder aus den Kibbuzim haben im Durchschnitt eine bessere Schul- und Berufsausbildung als die der Städter, sie gelten in der israelischen Armee als die härteren, mutigeren, opferbereiteren und genügsameren Soldaten. Das trifft auf die Mädchen, die ebenfalls militärdienstpflichtig sind, ebenso zu, wie für die Jungen. Aus der Kibbuzbewegung ist ein großer Teil der heutigen israelischen Führungsschicht hervorgegangen. Dazu gehört Ministerpräsident David Ben Gurion ebenso wie der frühere Generalstabschef der israelischen Armee Moshe Dajan, der den Sinaifeldzug führte.

Der Ansicht fremder Besucher, dieses strenge Gemeinschaftsleben entfremde die Kinder den Eltern und verhindere ein Familienleben, wird von den Kibbuznikim heftig widersprochen.

Sie behaupten unwiderlegt,

daß kaum irgendwo in der Welt, wo beide Elternteile arbeiten müssen, wie das in der Landwirtschaft üblich ist, die Eltern nach

Feierabend noch mehrere Stunden lang Zeit für ihre Kinder haben: Denn die Mutter hat ihr Tagewerk vollbracht, sie braucht sich weder um Einkaufen und Kochen noch um die Wäsche zu kümmern. Der Frau obliegt nur das Putzen in dem kleinen Wohnraum, wie der Mann sich meist um ein winziges Gärtchen vor der Wohnungstür kümmert. Und der Kibbuznik fragt: „Wo gibt es das in der Landwirtschaft anderer Länder?“

In einer ganzen Reihe älterer Kibbuzim übertrifft die industrielle Produktion schon seit Jahren die landwirtschaftliche. Zunächst sind die Kollektivwirtschaften dazu übergegangen, ihre Produkte selbst zu verarbeiten. Bald war die Kapazität so groß, daß auch noch von anderen Dörfern die Erzeugnisse verarbeitet werden konnten. So entstanden eine Anzahl Konservenfabriken. Um den Bedarf an Marmeladegläsern, Fruchtsafflaschen, Büchsen für Obst und Gemüse, Eimern für Gurken, Säcken für Zwiebeln, Kartons und Kisten für Zitrusfrüchte zu decken, entstanden in den Kollektivdörfern Fabriken, die dieses Verpackungsmaterial herstellten. Mit dem Aufbau von Produktionsstätten für andere Güter verhielt es sich ähnlich. So werden in Kibbuzim Sperrholz und andere Baumaterialien, hochmoderne Großkücheneinrichtungen, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Möbel und vieles andere, ja sogar Waffen, produziert. Einige Kollektivdörfer gleichen heute regelrechten Agrostädten.

Während die Gemeinschaft nach jahrzehntelanger entbehrungsreicher Arbeit in vielen Fällen reich oder doch wohlhabend an Produktionsmitteln geworden ist, hat der einzelne auch heute noch verhältnismäßig

geringen Anteil am Sozialprodukt.

Jedes Mitglied wird nicht etwa nach seiner Leistung, sondern nach seinen Bedürfnissen versorgt. Dazu gehören Schmuck für die Frau und Zigaretten für den Raucher ebenso wie Briefmarken, Sofakissen und Bücher. Bargeld gibt es nicht. Jeder Chawer (Genosse, Mitglied) bekommt jährlich nur den Gegenwert von 100 bis 150 DM in bar für besondere Wünsche: sei es, daß er Briefmarkensammler ist, ein Geschenk machen will oder außerhalb des Kibbuz eine Rechnung zu begleichen hat.

Auch ein großer Teil der Freizeitgestaltung ist kollektiv wie die Arbeit. Der Kibbuz führt Filme vor, lädt Theater- oder Tanzgruppen aus benachbarten Kibbuzim ein, veranstaltet Ausflüge auf eigenen Lastwagen oder engagiert Künstler. Indessen steht es natürlich jedem frei, sich davon fernzuhalten, sein eigenes Radio einzuschalten, Verwandte oder Freunde einzuladen, die selbstverständlich von der Gemeinschaftsküche beköstigt werden, sich der Bücherei zu bedienen oder auf den Sportplatz zu gehen, um die Begegnung zweier Kibbuz-Fußballmannschaften zu sehen.

Jeder Kibbuz steht einer Partei nahe,

in der Regel einer der sozialistischen Parteien, deren Skala von den Kommunisten bis zu den Sozialdemokraten reicht. Bezeichnenderweise gibt es aber keinen einzigen Kibbuz, der von der kommunistischen Partei gegründet worden ist. Die Kibbuzim einer Parteirichtung sind in einer Dachorganisation zusammengefaßt, die überwiegend ökonomische und soziale Fragen für alle gemeinsam regelt und auch neue Dörfer gründet. Die Organisationen legen den Kibbuzim verschiedene Verpflichtungen auf, berufen Mitglieder auf Verwaltungs- und Regierungsstellen, schicken andere zur Ausbildung zur Universität oder technischen Hochschule oder lassen Spezialisten im Ausland ausbilden.

Wenn ein Chawer außerhalb des Kibbuz arbeitet und ein Gehalt bezieht, dann wird das Geld an den Kibbuz gezahlt. Das Mitglied bekommt nur Spesen für seinen Lebensunterhalt. Andererseits werden auch Ärzte, Lehrer, Kindergärtnerinnen, Säuglingschwestern oder andere Fachkräfte aus der Stadt als Gehaltsempfänger angestellt, wenn der Kibbuz sie aus seinen eigenen Reihen nicht heranbilden lassen kann.

Indes ist es nicht jedermanns Sache, sein Leben in einer Gemeinschaft zu verbringen, in der nahezu alles genormt ist. Für indivi-



Zwei Welten: links ein Jude aus dem Jemen, der wie eine Gestalt aus der Bibel anmutet, und rechts ein Kibbuznik

Feierabend im Kibbuz: Shes Besh ist ein beliebtes Brettspiel, bei dem es vornehmlich auf Geschicklichkeit ankommt. Wenn die Sonne untergeht und ein frischer Wind sich erhebt, setzt man sich abends gern vor das Haus





Ackerbau und Viehzucht waren ihm nicht fremd: Das elterliche Geschäft in Wulfen bei Dorsten hatte überwiegend Landkundschaft. Josef Moises betreibt an der israelisch-jordanischen Grenze eine Milchwirtschaft

Werner Wertheim, Sohn eines Herner Arztes, leitet in einem Genossenschaftsdorf nördlich von Tel Aviv die Kükenbrutanstalt



duelle Neigungen ist naturgemäß wenig Raum. Viele ältere Chawerim würden, wenn sie die Gemeinschaft verließen, wohl kaum noch ihr Leben befriedigend einrichten können, weil sie den Existenzkampf und die Sorge um die Familie nicht mehr gewohnt sind, die ihnen die Kibbuzleitung abnimmt. Darin wird von vielen ein Vorzug gesehen, wenn sie nicht von der Idee beseelt sind, daß ihre Lebensform die beste für die Erhaltung und den Aufbau ihres jungen Staates ist.

Aber jeder ist
in seiner Entscheidung immer frei.

Er kann den Kibbuz verlassen, wann immer er will. Eine Grenze ist ihm nur dann gesetzt, wenn er erkennt, daß er selbständig für seine Familie nicht so gut sorgen kann wie innerhalb der Gemeinschaft. Das gilt vor allem für kinderreiche Familien, die in den Kibbuzim häufig anzutreffen sind. Vier und fünf Kinder sind keine Seltenheit. In manchen Kibbuzim sind 40 v. H. der Einwohner jünger als 18 Jahre. In den Städten ist die Geburtenrate erheblich niedriger.

Als nach 1933 Juden aus Mitteleuropa nach Palästina strömten, um der Verfolgung zu entgehen, war ein großer Teil der Neankömmlinge ideologisch nicht vorbereitet, ein Gemeinschaftsleben im Kibbuz zu führen. Der Arzt aus Berlin, der Rechtsanwalt aus Frankfurt, der Opernsänger aus Wien oder der Textilfabrikant aus Litzmannstadt wollte (und mußte) zwar harte und ungewohnte Landarbeit verrichten, aber nicht auf seine individuelle Lebensführung verzichten. So entstanden neben Gehöften, die völlig selbständig bewirtschaftet werden,

viele Genossenschaftsdörfer,

in denen die Wirtschaften selbstverantwortlich geführt werden. Es wurden wieder Dachorganisationen gebildet, die in die Behelfsunterkünfte Instrukteure schickten. Der Arzt, Rechtsanwalt, Opernsänger und Textilfabrikant wurden angeleitet, ihr Haus zu bauen, Wasserleitungen zu legen, den Boden zu bearbeiten und das Vieh zu pflegen. In jedem Dorf wurde eine Mitgliedervertretung geschaffen, die für die Gemeinschaft einerseits den Einkauf des Saatgutes, die Aufzucht des Jungviehs, die Beschaffung von Hilfsmitteln und Krediten, andererseits den Absatz der Produkte regelt. Daneben wurde eine Ortsverwaltung ins Leben gerufen, deren Aufgabenbereich von der Wirtschaftsverwaltung scharf abgegrenzt ist.

Diese Form hat sich bewährt und bis heute erhalten. Die meisten Landwirte sind inzwischen von der Gemischtwirtschaft abgegangen, die am Anfang notwendig war, damit sich die Familie selbst ernähren konnte. Im Laufe der Jahre haben sich die Dörfer entsprechend ihren Bodenverhältnissen auf jeweils wenige Produkte spezialisiert. So gibt es Dörfer, in denen fast ausschließlich Eier und Obst erzeugt werden, andere, die nur Gemüse oder Erdbeeren anbauen. Auch in diesen Genossenschaftsdörfern haben es die Bauern nach vielen entbehrungsreichen Jahren zu Wohlstand gebracht, diesen Erfolg aber nicht selten mit Gesundheitsschäden bezahlt, weil die klimatischen und Arbeitsbedingungen sie überforderten.

Den bedeutendsten Anteil an der Gründung des Staates Israel hatten

die jüdischen Bauern,

die schon seit Jahrzehnten Palästina besiedelten. Das trifft in besonderem Maße auf die Kibbuzim zu, die in sich geschlossen waren und über das ganze Land verstreut lagen. Sie waren das Rückgrat der illegalen Schutztruppe, die von den Juden während der britischen Mandatszeit, als es immer wieder zu schweren Unruhen zwischen dem arabischen und jüdischen Bevölkerungsteil gekommen war, aufgebaut worden war.

Obwohl die Araber den Boden, auf dem sich die Juden sesshaft gemacht hatten, an die internationalen jüdischen Organisationen gegen gutes Geld verkauft hatten, betrachteten sie ihre Nachbarn als Eindringlinge. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung Palästinas

betrug 1918 56000 und stieg in drei Jahrzehnten bis zur Staatsgründung 1948 auf 655000 Einwohner an. Davon war der weitaus größte Teil erst nach Beginn des zweiten Weltkrieges illegal eingewandert.

Da die Juden keinen Hohl daraus gemacht hatten, daß die Schaffung einer jüdischen Heimstatt in die Gründung eines eigenen souveränen Staates münden müsse, der allen Juden der Welt offensteht, kam es zu den ersten Unruhen. Unter dem Druck der arabischen Opposition setzte die britische Mandatsmacht in der Mitte der 30er Jahre, als rund 400000 Juden etwa einer Million Araber gegenüberstanden, eine verhältnismäßig niedrige Einwanderungsquote fest. Demgegenüber nahm die Anzahl der Juden, die nach 1933 aus Deutschland und später auch aus den anderen europäischen Ländern auswanderten und in Palästina eine neue Heimat finden wollten, von Jahr zu Jahr zu. Dieses Mißverhältnis, dem die Engländer offensichtlich nicht gewachsen waren, führte zu einer Unzahl ebenso waghalsiger wie illegaler Schiffstransporte von den europäischen Häfen zur Ostküste des Mittelmeeres, von denen nur ein Teil das Ziel erreichte.

Viele „Sargschiffe“

wurden in den Grund gebohrt oder aufgebracht. Die Flüchtlinge, die ihren aus der Verzweiflung geborenen Mut nicht mit dem Leben bezahlten, sondern auf hoher See oder unmittelbar vor der palästinensischen Küste von den Briten abgefangen und in Konzentrationslager gesteckt wurden, hatten noch das zweitbeste Los gezogen.

Gleichwohl nahm die jüdische Bevölkerung durch die illegale Einwanderung ständig zu. Es kam zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Arabern und Juden, die auf beiden Seiten hohe Verluste forderten. Die Aktionen der Juden richteten sich gleichzeitig gegen die Mandatsmacht, die schließlich ihre Position aufgab, als 1948 auf Grund einer UNO-Empfehlung Palästina geteilt werden sollte: fünf arabische Armeen marschierten in Palästina ein.

Die Israeli, die ihren Unabhängigkeitskrieg 1948/49 miterlebt haben, sprechen noch heute von einem Wunder, daß es gelang,

trotz eigener schwerer Verluste, äußerst unvollkommener Bewaffnung und zahlenmäßiger Unterlegenheit ein Gebiet zu erobern, das größer war als jenes, das der UNO-Teilungsplan für Israel vorgesehen hatte. Dieses „Wunder“ war nur möglich, weil die Juden wahrhaft heldenhaft kämpften. Sie hatten das Meer im Rücken und keine Möglichkeit zur Flucht. Auf der arabischen Seite gab es keine vergleichbare Kampfmoral.

Die zahlenmäßig schwachen und schlecht ausgerüsteten israelischen Verbände fanden in den Kibbuzim ihren stärksten Rückhalt. Die Siedlungen bildeten selbst

winzige Festungen,

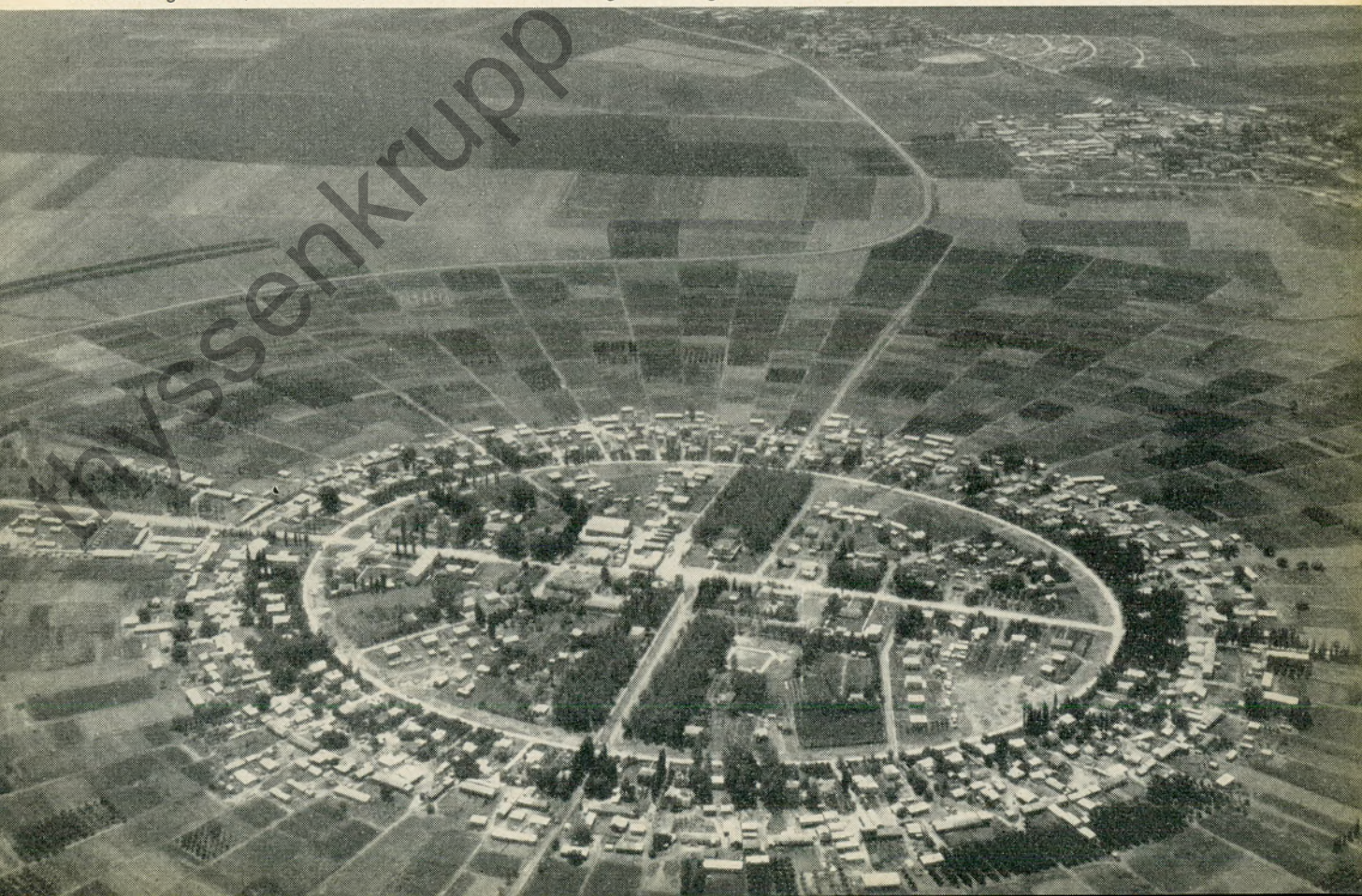
die mit äußerster Verbissenheit verteidigt wurden — nur die Kinder kämpften nicht —, führten der Truppe Männer und Frauen zu, die während der Mandatszeit illegal im Gebrauch leichter Waffen ausgebildet worden waren, und sorgten schließlich auch für den Unterhalt der Soldaten. Die Juden widerstanden einer 40fachen Übermacht.

Mir wurde in Haifa folgende Geschichte als wahre Begebenheit erzählt. Falls sie erfunden sein sollte, gibt sie jedenfalls den Geist der israelischen Jugend wieder, der sich — wenn auch in kindlicher, vordergründiger Logik — darin dokumentiert:

In einer Familie war ein Verwandter aus Europa zu Gast. Es wurde über das Problem des Antisemitismus gesprochen. Die beiden halbwüchsigen Kinder der Familie hörten zu. Ihnen war der „Antisemitismus“ fremd. Der Besucher versuchte es ihnen auf einfache Weise zu erklären: Zum Beispiel seien von den Nationalsozialisten sechs Millionen Juden aus vielen Ländern Europas umgebracht worden. Der 14jährige Sohn des Gastgebers fragte ungläubig: „Sechs Millionen?“; sein Land hat nur zwei Millionen Einwohner. „Und wie viele Deutsche gab es?“ Antwort: „60 Millionen“. Darauf der Junge: „Das kann doch gar nicht stimmen. Das ist doch nur eine zehnfache Übermacht!“ Er wußte, daß er sich im Ernstfall einer 40fachen Übermacht erwehren muß und hatte keine Furcht.

Wolf W. Ising

Eine systematisch angelegte Kollektivsiedlung aus der Vogelschau: Im Innern des Kreises befinden sich Gemeinschaftsräume, Kinderhäuser, Wirtschaftsgebäude, Werkstätten, Schwimmbad. Die Wohnungen der Mitglieder bilden den Kreis (Aufnahmen: Ising / P.I.O. Tel Aviv)





Von links: Spielwart Karl Riessler, Vorsitzender Wilhelm Hesselberg, Friedel Maus, Bernd von Schwanewede, Dieter Weber, Erwin Radmacher, Rudolf Schneider, Ursula Bothmers, Heinz-Joachim Hopfstock



Herbstfest der Tennisfreunde

Die Tennisgemeinschaft „Westfalia“, die im Jahre 1950 von Belegschaftsmitgliedern der Hütte gegründet wurde und seit Jahren etwa 250 eingeschriebene Mitglieder zählt, führte Anfang November das Herbstfest 1959 im Festsaal der Hütte durch. Zu diesem Fest waren etwa 200 Gäste erschienen, darunter auch Vertreter befreundeter Tennisvereine. Der Vorsitzende Wilhelm Hesselberg begrüßte die Anwesenden und bedauerte das Fehlen des Ehrenmitglieds Direktor Berndsen wegen Krankheit, dem er im Namen aller Mitglieder gute und baldige Besserung wünschte. Nach der Begrüßung wurden die 1. Vereinsmeister 1959 vorgestellt. Es sind dies:

Klasse A:

Damen Einzel:

Friedel Maus, Verwaltung Hoesch

Herren Einzel:

Bernd von Schwanewede, Schell AG

Herren Doppel:

Erwin Radmacher, Drahtverfeinerung

Rudolf Schneider, Maschinenfabrik Deutschland

Gemischtes Doppel:

Ursula Bothmers, Buchhaltung Hoesch
Heinz-Joachim Hopfstock, Schüler

Klasse B:

Herren Einzel:

Heinz Buschmann, Hoesch Eisenhandel

Herren Doppel:

Heinz Buschmann, Hoesch Eisenhandel
Dieter Weber, Orenstein & Koppel

Anschließend wurden die Gäste von Max Schallong in netter, spritziger Weise unterhalten. Er sorgte mit Unterbrechungen etwa zwei Stunden für gute Stimmung. Nach dieser humorvollen Unterhaltung sang die Schlagersängerin Hedi Henning aus Marl flotte Lieder zur Laute. Da war die Feststimmung auf dem Höhepunkt angelangt. Alsdann wurde bis 3 Uhr früh getanzt. Zum Tanz spielte die Kapelle Wasmuth auf. Dieter Wasmuth — im Stahlwerksbüro beschäftigt — ist ebenfalls Mitglied der Tennisgemeinschaft.



Glücklicher Start der DOKAGESA



Am 13. November 1959 eröffnete die DOKAGESA in unserem Festsaal die Karnevalssession 1959/60.

Heinz Hasenjäger hob seine neuen Schlager aus der Taufe. Der Schunkelwalzer „Papa sagt, das tut man nicht“ sowie der schmissige Marsch „Und wenn du auch ein alter Schnarchhahn bist“ brachten die Gäste sofort in Schwung.

Büßenredner befreundeter Gesellschaften und Willi Nettelstroth als Zeitungsverkäufer mit den neuesten Nachrichten nahmen die Politik sowie das Tagesgeschehen auf ihre Art aufs Korn.

Das Tanzkorps der DOKAGESA wartete auch in diesem Jahr mit einer neuen Tanzschöpfung der Ballettmeisterin Vera Vacano auf. Ein mit recht viel Temperament uraufgeführter Mambo wird in der kommenden Session noch manchen Zuschauer begeistern.

Die Tanzbesetzung des Werksorchesters unter der Leitung von Georg Saunus sorgte nach dem Ablauf der Sitzung für die nötige Stimmung bis zu den frühen Morgenstunden.

Alles in allem ein erfolgreicher Start. Die DOKAGESA begeht in den kommenden Wochen bis Rosenmontag ihr 10jähriges Bestehen. Ein auserlesenes Programm wird bei allen Veranstaltungen eine Verpflichtung für die Gesellschaft sein.

in die Session 1959/60



Der Mann mit dem blauen Heiligenschein



Als die Gehälterkasse noch drei Treppen hoch lag,

merkte Kollege H., der jeweils zu Ultimo dort abholte, was ihm und den Seinen im Betrieb guttat, daß das mit den zwei, drei Stufen, die er auf einmal zu nehmen gewöhnt war, nicht mehr so klappte. Der Arzt hatte gut reden: Der war noch nie dabeigewesen, wenn der Vertreter einer ganz bestimmten Firma eine ganz bestimmte, zu schneeweiße Asche verbrennende Brasil geschäftlich grüßend anbot. Der Vertreter, der nie verriet, wo und zu welchem Preise er die — einmalige — Brasil bezog, faßte es nicht, als Kollege H. mit mannhaft verbissenem, schmerzlichem Lächeln dankte — für immer. „Sind Sie etwa unter die Klümpkeslutscher gegangen?“ — „Nein. Den Geschmack daran hat mir schon als Junge ein wahrer Kinderschreck von Zahn-

noch etwas am Leben liegt. . .“ Unserm Kollegen G. lag was am Leben. Er steckte weniger Zigaretten ein, er „vergaß“, sie zu besorgen, er nahm sie sich aus der Hand und riß sie sich aus dem Munde. So brachte er sich ’runter auf sechs am Tage.

Als aber der Autobus in der Hirtenstraße hielt, um ihn mit anderen Ferienfrohen zur Kur wegzubefördern, wurde er rückfällig. Die Hinfahrt kostete achtzehn Stück aus einer Zwanzigerpackung. In der einsam gelegenen Pension gab es keine Zigaretten. Also schickte man des Wirtes Töchterlein per Rad ins nächste Dorf, um „Tabakwaren“ einzukaufen, darunter zwölf Zigaretten für den Kollegen G. Dem aber hatte inzwischen das Herz katzenjämmerlich und schuldbewußt zu klopfen begonnen.

„Heute keine mehr!“ diktierte er sich, zur Strafe. Beim Erwachen fand er die restlichen zwei und die Zwölferpackung auf dem Nachttisch und wollte schon danach greifen, als ihm einfiel, daß ja ein fremder Ort mit fremden Eindrücken und neuen Lebensbedingungen der Entdeckung durch ihn harnte. „Erst anziehen!“ Er zog sich an. „Erst frühstücken!“ Er frühstückte ausgiebig und mit Genuß. „Erst spazieren gehen!“ — „Erst zu Mittag essen!“ — „Erst schlafen!“ — „Erst Kaffee trinken!“ Nach dem Kaffee wurde er die ewigen Kommandos müde. „Ich könnte es doch eigentlich lassen“, gab er sich zu bedenken, „warum lasse ich’s nicht einfach?“ Und ließ es von Stund an. Die restlichen zwei und die Zwölferpackung hat seine Frau geraucht, als sie ihn im Urlaub besuchte. Das ist jetzt ein Jahr her. Daß ihm was am Leben liegt, beweist der Kollege G. durch gesteigerten Appetit. Ergebnis: zwanzig Pfund Gewichtszunahme. Jetzt fängt er langsam an, darauf zu warten, daß der Arzt eines Tages zu ihm sagt: „Wenn Ihnen was am Leben liegt, dann müssen Sie aber abnehmen, mein Lieber.“



arzt verdorben, nach dessen Rechnung etwa auf jedes Klümpken ein Zahn (plus furchtbare Schmerzen!) kam.“ — „Aber Sie können doch nicht einfach. . .“ — „Ich mußte. Später hat mir meine Frau erzählt, ich hätte manchmal am Abend und auch sonntags das Fach im Wohnzimmerschrank aufgemacht, in dem ich sonst meine Zigaretten aufzubewahren pflegte. Ich weiß gar nicht, daß ich nachdenklich hineingeschaut habe. Also muß es mich wohl umgetrieben haben.“

„Auf ’n Stupp aufhören“

und wieder anfangen — wer das kann, ist nie ein wirklicher Raucher gewesen wie der Kollege W., der, an hundert Zigaretten am Tage gewöhnt (!), eine Wette abschloß, derzufolge er sechs Wochen lang nicht rauchen sollte, um zu zeigen, daß er

„Das möchte ich doch mal wissen, ob ich Herr oder Knecht meiner Leidenschaften bin!“ Wenn der Kollege von nebenan oder gegenüber solcherart zur kritischen Kontrolle seiner selbst und seines der Zigarre oder Zigarette gegenüber schwachen Fleisches aufruft, fühlen alle Angesprochenen sich unterhaltsam einbezogen in etwas, das eine freundliche Unterbrechung des werktäglichen Ablaufs zu werden verspricht. Man ist dabei zu nichts verpflichtet: Die allmorgendliche Frage nach dem Stande der Entwöhnungskur bringt Farbe in den grauen Alltag. Einen pikanten Spezialkitzel erfährt sie durch die Aussicht auf ein mittelmäßig-hohnvolles Kopfschütteln, das man früher oder später wird tauschen können: „Ich hab’s gleich gesagt: Die Energie, die dazu gehört, die bringt er nicht auf.“ Oder: „Mag ja sein, daß der Verzicht gut für seine Nerven sein soll. Wer fragt dabei nach unseren Nerven? Wenn er immer reizbarer wird, macht er uns noch alle verrückt.“

„Sie müssen das Rauchen einstellen“, sagte mit erhobenem Zeigefinger der Arzt zum Kollegen G., der seufzend einen Tagiskonsum von zwanzig bis vierzig Zigaretten eingestanden hatte, „wenn Ihnen



einen starken Willen besäße. „Schafft der nie“, witzelten die Kollegen und freuten sich schon auf den Abend, den er als Verlierer zu bezahlen haben würde, pikfeines Souper à la carte und jede Menge Getränke.

Die Wette galt ab Mitternacht. Punkt zwölf Uhr zerdrückte Kollege W. die letzte, kaum Angerauchte und legte sich mit gemischten Gefühlen ins Bett. Der Morgen kam ihm leer vor, da der gewohnte Griff nach Packung und Streichholzschatel unterbleiben mußte. Beim Frühstück tasteten die unbeschäftigten Hände nach der Zeitung und legten sie wieder hin. Sechs Wochen! Ihm war, als müßte er auf einer endlosen Brücke balancieren, die über gähnende Abgründe gespannt war. Solange es aufwärts ging, war das Steigen Ablenkung; das Bewußtsein, ein feierlich gegebenes Ehrenwort zu halten, stützte, und der bescheidene Stolz, mit dem er neckische Fragen: „Hast du etwa?“ negativ beantwortete, auch.

Aber die Freunde,

die ihn bei gemeinsam verbrachten Abenden verzichten sahen, ließen es nicht bei Fragen. Sie redeten ihm gut zu: „Laß es doch. War ja nur Spaß.“ Er blieb fest. Da schickten sie ihm den Versucher ins Haus, einen Qualmer von hohen Graden, der ausgesuchte Spezialsorten in der Tasche hatte: „Rauch doch. Es sieht ja keiner. Ich sag's gewiß nicht weiter!“ Er widerstand.

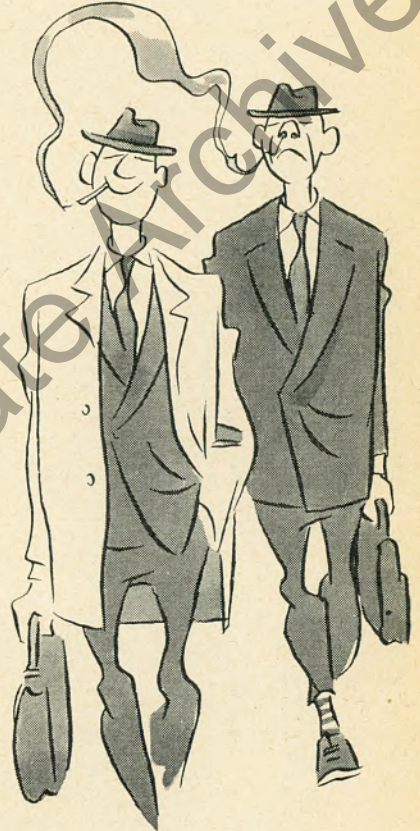
Dem Anreger der Wette, der es in den ersten vierzehn Tagen nicht an Sticheleien hatte fehlen lassen („du und fester Charakter! Von wegen willensstark...“), wurde die Sache unheimlich. Was er an „Hilfsmitteln“ verwendete? Es gab nicht viele. Mokka statt Kaffee, zum Mokka Kognak (er sparte ja täglich hundert Zigaretten ein), Bonbons, mal Sahne, mal saure.

Nach vier Wochen war er mit Nervenkraft, Mokka, Schnaps und Bonbonmanövern am Ende. Er kriegte Krach mit den Flurnachbarn und Knall mit der Familie, die unter ihm wohnte. Er erschreckte den Mann am Zeitungsstand, der ihm die neuesten Ausgaben bereitzulegen pflegte, zu Tode: „Verschonen Sie mich mit Ihrem Mist!“ Die Kollegen im Büro gingen ihm in weitem Bogen aus dem Wege, und zu Hause flehten sie: „Rauch doch nur, bitte, bitte Rauch doch wieder!“ Er kriegte Händezittern und Schweißausbrüche, er schlief keine Nacht mehr und wischte sich nur noch die perlende Stirn. Als Schatten seiner selbst wankte er zu der — pompösen — Feier, die die anderen ihm, dem willensstarken Bezwiner fleischlicher Begierden, ausrichten mußten. Schlag Mitternacht entzündete er die erste. Sie schmeckte „wie Gift und Stroh“. Die zweite schien aus Heu und Häcksel gemischt. Bei der dritten war es genau wie vor sechs Wochen. Als er die Geschichte seinem Arzt erzählte, lieferte der ihm eine ihn selber am meisten überraschende Pointe: „Das dürfen Sie nie wieder machen. Eine Entwöhnungskur hält Ihr Herz nicht noch mal durch.“

„Rauchen oder Autofahren,

das ist hier die Frage“, meditierte der Kollege H. und rechnete sich zu Hause aus, daß er im Betrieb keine Zigarette würde rauchen können, wenn er keine mitnähme. Nach der ersten halben Stunde wurde er fahrig, kramte in Taschen und Schubladen. „Soll ich welche holen?“ erbot sich der Lehrling. „Nein, danke. Vielleicht würden Sie mir eine einzeln verkaufen, Kollege F.“ Die eine war der Strohhalm, über den die kaum beschlossene Willensstärke stolpern sollte. Nach einer Weile fing er von neuem an. Von allen Seiten wurde ihm Anregung geboten, Ersatz: „Eine Tasse Kaffee? Ein Schluck schwarzer Tee?“ —

„Nein. Ich will nicht von einer Leidenschaft in die andere fallen.“ — Er machte traurige Augen, er lief verstört umher, er kam sich und anderen heimatlos vor. „Er wird schon wieder ruhiger werden“, sagte sein Assistent. „Solche Nervosität legt sich“, tröstete die Sekretärin. Seine Frau sprach vom Autofahren. Er schaffte es! Aber noch heute macht er um Zigaretten einen weiten Bogen. Mit der ersten, die er rauchen würde, wäre der Kampf auf der ganzen Linie wieder eröffnet, sagt er.



„Sie zahlen mir zwanzig Mark,

und ich zahle Ihnen zwanzig Mark, wenn einer von uns wieder anfängt zu rauchen“, beschlossen jüngst die Kollegen A. und T., einander gegenüberstehend und bis dahin in den gleichen Aschenbecher „kippend“. Am zweiten Tage sagten sie, der erste Tag wäre der schlimmste gewesen. Am fünften Tage gaben sie das Bonbonlutschen auf, weil sie meinten, sie kriegten den Gürtel nicht mehr zu. Am zehnten Tage beantworteten sie teilnahmsvolle telefonische Anfragen mit der festen Stimme siegreicher Überwinder. Am zwölften Tage erklärten sie sich bereit, sich für die Werkzeitschrift interviewen zu lassen, und stimmten darüber ab, welche „Schokoladenseite“ jeder dem Fotografen zuwenden sollte. Am achtzehnten Tage war die Kollegin L. am Telefon, kühl, kritisch, überlegen wie Eva nach Adams Apfelbiß: „Die Herren rauchen wieder!“

Modell 98

Eine Silvester-Erinnerung

Es war vor langen Jahren. Weihnachten war vorbei. Frau Lisbeth Wienkotte und ihre sechs Kinder atmeten auf. Überstanden war, was Vater sich alles zum Fest geleistet hatte. Weihnachten war *sein* Fest, und es war jährlich die große Gelegenheit für ihn, dem Christkindchen zu zeigen, was *er* alles zu schenken vermochte! Zweierlei hatte die Familie nach seinem harten Willen bedingungslos zu glauben: daß das Christkind alle Überraschungen brachte und daß er, Vater, alles schenkte. Fritz Wienkotte kannte kein Maßhalten, die Tische bogen sich unter der Last der Gaben, der riesige Tannenbaum drehte sich mittels eines fürchterlich lärmenden Motors, und die bezaubernde Biedermeierkrippe, die Vater Wienkotte ihrer Zierlichkeit wegen schon lange ein Dorn im Auge war, hatte ihren Ersatz gefunden in einem Krippenneubau, der mit allem Drum und Dran gut und gern seine anderthalb Zentner wog.

Gewiß, die Weihnachtsfeier im Hause Wienkotte war immer wieder eine große und unvergeßliche Sache, aber wehe, wenn etwas mit dem Programm und so schiefgegangen wäre!

Nun war das alles vorbei und Mutter mit ihren großen und kleinen Trabanten zu Tode erschöpft. Aber ausruhen gab's nicht, denn Silvester rückte rasend schnell heran, und das war Fritz Wienkottes zweiter Jahreshöhepunkt.

O, wie willkommen war der Neujahrstag — noch genauer: die zehnte Minute des neuen Jahres, denn dann war endlich auch das Schwerkste für die nächsten dreihundertachtundfünfzig Tage geschafft! Und diese köstliche Aussicht war es, die Wienkottes zarte Ehehälfte und Kinder bei aller Erschöpfung aufs neue beflügelte und, was die Silvestervorbereitungen anging, geradezu zu Großtaten antrieb.

Fritz Wienkotte war ein redlicher Mann. So kannte ihn die Umwelt, so kannte ihn die Verwandtschaft. Was ihm die Redlichkeit ansonsten an Achtung vorenthielt, das schaffte seine gesicherte Stellung, seine pompöse Uniform, seine Gestalt, seine ungewöhnliche Gesundheit.

„Und jetzt geht's 'ran an Silvester!“ — posaunte er am Morgen nach dem anstrengenden Weihnachtsfest. Man kannte den Schlachtruf, sieben Häupter nickten ja, sieben Augenpaare hingen glanzlos an Vaters verwegen geschwungenem Munde.

„Lisbeth“, sagte er und lächelte glücklich wie ein Kind, „die Ruhe und Freude der drei vergangenen Tage hat uns allen gutgetan. Jaja, Lisbeth, wir haben neue Kraft gesammelt, und die setzen wir jetzt alle Mann hoch noch einmal ein für Neujahr, nicht wahr? — Das Haus auf Hochglanz bringen, deine Einkäufe, meine Einkäufe — du weißt ja. Ich bestelle und lasse bringen — die Kinder wissen, was sie zu tun haben —, na also. Dann man 'ran!“

„Jawohl, Fritz“, hauchte Frau Lisbeth Wienkotte und blickte ihre großen und kleinen Kinder reihum an. Anne, die junge Witwe, verzog höhnisch die Lippen, Willi, der Bankkaufmann, murmelte verächtlich sein einziges Schimpfwort „Salat!“, Hans, der mit Automobilen zu tun hatte, schmunzelte überlegen, Hedwig, Liebling des Vaters und attraktive Verkäuferin in der „süßen Quelle“, lachte frech hell heraus, der Lehrling Adolf putzte sich verbissen seine ewig tröpfelnde Nase, und der Quartaner Job schaute auf Mutter und dachte, wie alle Jahre: arme, liebe Mama!

Fünfundfünfzig Jahre war Fritz Wienkotte alt, und zwischen Weihnachten und Neujahr erzählte er seiner Familie wohl an die hundert Male, daß er nie in seinem Leben am Silvesterabend aus dem Hause gewesen sei. Jawohl, gefeiert wurde daheim! Freunde und Freundinnen durften in unbeschränkter Zahl eingeladen werden, auf daß das Haus voll sei.

Und die Gäste wußten: Bei Wienkottes gab es am letzten Abend des Jahres alles, was das Herz nur begehren mochte. Und Musik dazu. Die machte Job auf dem Klavier. Und die hatte der Kleine zu machen, denn die Klavierstunden kosteten eine Menge Geld. Silvester machten sich diese Ausgaben endlich einmal wirklich bezahlt.

Es wäre ja auch alles soweit recht schön, sogar großartig gewesen, wenn nur...

Die vier im Beruf stehenden Kinder hatten für die Woche nach Weihnachten Urlaub zu nehmen. Die Tage dafür hatten sie vom Jahresurlaub einzusparen. Zu Hause sein zu können, bedeutete für Fritz Wienkotte Entspannung genug. Auf Reisen hatten Kinder keinen Anspruch, auch wenn sie schon als erwachsen galten. Silvester sang Vater ja immer: „Ich bin so gern, so gern daheim“, und die Wände zitterten, wenn er den Kehrreim aus seiner mächtigen Brust hervorschleuderte: „Ein gutes Weib, ein herzlich Kind, das ist der Himmel auf Erden!“ Heimlich drückte er dann stets ein paar Tränen aus seinen Augenwinkeln.

Und nach vielem Schuften und Gerenne, nach vielem Besorgen und Beschnücken war der Festabend endlich, endlich da. Fritz Wienkotte trug den Cut, seine Frau das hochgeschlossene Blauseidene mit der herrlichen Goldbroche, und ebenso erschien der charakterlich unterschiedliche Nachwuchs geschniegelt in seinen Festtagsge-



wändern. Der Vater nahm jeden in Augenschein und nickte zufrieden. Das ganze Haus war mollig durchwärmt, die Gäste konnten kommen.

Und sie kamen. Sie kamen in ausgelassener Stimmung und hatten alle irgend etwas mitgebracht für den Herrn des Hauses, für die Mutter, für den Jüngsten der Familie, Liederbücher für das gemeinsame Singen, Magnesiumstreichhölzer, Scherzartikel, Luftschlangen, Knallfrösche. Die beiden Festzimmer füllten sich.

Essen, trinken, trinken, essen, singen, erzählen und wieder singen: Das alles gehörte für Fritz Wienkotte zur Verabschiedung des alten Jahres, das ihm so viel Ungemach, so viele Sorgen, so manchen Ärger gebracht hatte — er meinte das jedenfalls. Nun gingen die Wogen der Freude hoch, nun lag der letzte Tag in den letzten Zügen, und von Minute zu Minute röchelte er mehr und mehr.

Die letzten Minuten. Es galt, auf sie — bei aller Hochstimmung — genau zu achten. Die Gäste tranken, sangen und schunkelten. Natürlich machte die ganze Familie mit, aber als es elf Uhr schlug, wurde Frau Lisbeth Wienkotte merklich bleicher, und wie auf Verabredung machten ihr das ihre sechs Kinder nach. Das lag nicht am Alkohol und nicht am guten Essen, nicht an Jobs Klavierspiel und nicht am schallenden Gelächter des Vaters und seiner fröhlichen Gäste.

Halb zwölf! Fritz Wienkotte gab seinem Jüngsten ein Zeichen. Das Lied erklang, und es dröhnte über alle hinweg, als das Oberhaupt der Familie schmetterte: „Er nahm die Büchse, schlug sie an ein'n Baum...“ Dann ging der riesenhafte Mann hinaus. Man wußte, daß ihm niemand folgen durfte. Man wußte, daß er jetzt seine letzten Vorbereitungen hinten im Zimmer, das zum Schützenhof hinausging, traf.

Viertel vor zwölf!

„Die Gläser füllen!“ befahl Fritz Wienkotte, „und für Mutter den Sekt! Für ihr Herz, Kinder, für ihr gutes, liebes Herz, Kinder! den hat sie verdient!“ Begeistert stimmten ihm die Gäste zu, ohne zu ahnen, wie sehr er recht hatte. Aber sein Nachwuchs wußte es um so genauer.

„Lisbeth, nicht so feierlich!“ brüllte der Mann aufmunternd in den Lärm hinein, „du hattest es nicht leichter als ich, ich weiß. Aber heute, Lisbeth, heute — und gleich! Gleich, Lisbeth! Noch ’n paar Minuten, dann geben wir dem Schicksal die Antwort!“

Die Mutter mühte sich um ein Lächeln. Es kam kaum zustande, aber das bemerkte der fröhliche Mann nicht.

„Hört, Freunde meiner Familie!“ rief Fritz Wienkotte und stand wieder auf, „wenn wir dann gleich zurückkommen, stoßen wir alle an, trinken und singen ‚Nun danket alle Gott‘ — das hat der Schöpfer um uns alle verdient. So, Lisbeth, nun komm mit den Kindern. Stellt euch der Reihe nach auf. Ich geh voran!“

Er ging voran. Ja, er ging voran, pünktlich auf die Minute: fünf vor zwölf! Hinter ihm Frau Lisbeth und die Kinder, wie sie in der Reihenfolge das Licht der Welt erblickt hatten. Es mußte alles seine Ordnung haben. Über den langen Korridor führte der riesige Mann seine ihm ergebene Gefolgschaft vor die Tür des letzten Zimmers, öffnete sie, schritt voraus, machte das Fenster sperrangelweit auf und wies wortlos auf das große, schwere Gewehr, das an der Wand lehnte.

„Keine Angst, Lisbeth!“ rührte Fritz Wienkotte blitzenden Auges, „du weißt ja, wie’s geht. Ihr wißt ja alle, wie’s geht. Ich halte fest. Noch zwei Minuten — Licht aus!“ Job als letzter knipste die helle Ampel aus. Finster war’s, und nur Frau Lisbeth hatte, da sie nahe am Fenster stand, Gelegenheit, die strahlenden Sterne am tiefblauen Nachthimmel zu sehen. Eisige Luft strömte ins Zimmer. Aber das tat gut jetzt. Sie zitterte am ganzen Leibe. Der mächtige Mann wußte das nicht und hätte so was nie für möglich gehalten. Aber die Kinder wußten es und litten die schreckliche Angst mit, von der die zarte Mutter geschüttelt wurde.

Oh, dieser Vater! Dieser Vater, der mit seiner Bärenkraft nicht wohin wußte. Dieser Vater, herrisch und doch wie ein Kind zugleich. Wie ein Kind in seinem Ehrgeiz, mit seiner Familie das neue Jahr anzuschießen wie niemand sonst. Niemand weitem sollte so laut knallen können in der Silvesternacht wie die achtköpfige Familie Wienkotte, und jeder der acht kanonengleichen Donnerschläge aus dem schweren Gewehr, Modell 98, sollte dem Himmel sagen: jawoll, neues Jahr! Komm nur! Auch dich kriegen wir ’rum! Wir sind schon mit ganz anderen Sachen fertig geworden!



„Achtung!“ brüllte Fritz Wienkotte. Alles hielt den Atem in der Dunkelheit an, alles hielt sich die Ohren zu, vierzehn Beine zitterten.

Da — da! Der Glockenklang des Geläuts der nahen Stadtkirche! Die sieben mehr oder weniger Aufrechten sahen gegen das schwache Nachtlicht hin den Schatten des Vaters. Er hob das Gewehr, legte an, schoß. Bumm! Ein langer, blitzender Feuerstrahl an der Mündung. Schnelle Handgriffe — klack, klack — nieder auf das Fensterbrett.

„Lisbeth, zieh den Hahn! Ich halte!“ rief der starke Mann.

Frau Lisbeth suchte zitternd den Abzugs-hahn. Sekundenlang und fand ihn nicht. „Los!“ schrie Fritz Wienkotte, „ich halt!“ Bumm! Vierzehn Beine knickten leise ein. Mutter fiel Willi in die Arme.

„Adolf, nimm Mutter!“ zischte Willi vernehmlich und reichte die zarte Frau nach hinten weiter.

„Willi, nu ’ran! Ich halte!“ rührte der Vater. Bumm! Pflicht erfüllt. Willi suchte im Finstern das Ende der Reihe.

„Anne!“ Klack, klack machte es. Geladen. Bumm! Donnerschlag! Abtreten.

Klack, klack! Geladen.

„Hans, schieß! Los!“

„Ja, Vater! Phantastisch! Und die Glocken in der ganzen Stadt, hörst du?“

„Red’ nicht! Schieße!“

Bumm! Ein schrecklicher Donnerschlag. Abtreten. Klack, klack. Geladen.

„Hedwig! Mäusken! Keine Angst, Mäusken! Nur am...“

Bumm! Krach, Feuerstrahl, freches, helles Lachen.

„Gut, Mäusken!“ Klack, klack. Geladen.

„Adolf, ich halt — los!“

„Ich möchte selber anlegen, Vater!“

„Gib’s nicht! Ich halte! Los!“

„Bitte, Vater! Ich presse es fest in die Schulter, Vater!“

„Na, denn meinetwe...“

Bumm! Donnerschlag, Feuerstrahl und ein Au-Schrei. Der Kolben war vor Adolfs rechte Backe geschlagen.

„Döskopp!“ schrie der riesige Mann und lud blitzschnell zum letztenmal.

„Job, komm her. Vorsichtig! Der Hahn, du weißt ja. Los!“

Bumm! dröhnte es über den Schützenhof und in das feierliche Geläut aller Kirchen hinein.

„Licht an!“ befahl Fritz Wienkotte. „Antreten wie vorhin. Zurück!“

Mit lautem Hallo wurden die acht Schützen begrüßt. Prost Neujahr! halte es in der großen Runde, und man trank sich zu. Job flitzte ans Klavier, griff ein paar feierliche Akkorde, und dann schaukelte der Kronleuchter unter der Decke bei dem Choral „Nun danket alle Gott!“

Ja, Frau Lisbeth und ihre sechs großen und kleinen Kinder dankten dem lieben Gott dafür, daß das entsetzliche Geballere mit dem Modell 98 überstanden war. Doch, dafür dankten sie dem lieben Gott. Wenn ER das doch nur mal verhindern würde, das mit dem Gewehr!

Und ER verhinderte es. Auf seltsame Weise, und zu solch seltsamer Weise pflegen dann die Menschen gewöhnlich zu sagen: Wat dem einen sien Uhl, dat is dem andern sien Nachtigall!

Denn noch im Winter des mit lauten Donnerschlägen begrüßten Jahres 1923 rückten die Franzosen ins Ruhrgebiet ein. Alle Waffen waren abzuliefern.

Fritz Wienkotte sagte nein, streichelte zum letztenmal seine geliebte Privatkanone, zerstörte das Schloß, packte das Ungetüm unter seine Pellerine, ging nächstens mal fort und warf den ganzen Krimskrums verbittert auf einen abgelegenen Acker.

Nie mehr in seinem Leben schmetterte er sein Lieblingslied „Er nahm die Büchse...“ und so weiter.

Abel York

Lehrling blendet magischen Kreis

**Dortmunder Zauberer
nehmen ihr
neuntes Mitglied auf**

Kerzenlicht eines siebenarmigen Leuchters und zweier vierarmiger Kandelaber erhellten die gespenstische Szenerie, als am Montagabend im Hotel Bender der Zauberlehrling Dieter Pfeiffer (21) als neuntes Mitglied in den Kreis der Dortmunder Magier aufgenommen wurde. Klaus Laengner, der „Zaubermeister“ des Ortszirkels Dortmund, stellte klipp und klar Fragen aus der Geschichte der Zauberkunst. Er erhielt neben prompten Antworten das Gelöbnis unverbrüchlichen Schweigens über die Geheimnisse der Illusionistik.

Aber bevor Laengner dem Kandidaten mit „Simsalabim“ den Zauberstab aushändigte und die Nadel des Verbandes der insgesamt 850 Magier der Bundesrepublik an die Brust heftete, brachte der Zauberlehrling Beweise dafür, daß er das „Hexeneinmaleins“ beherrscht: Zaubersalz verwandelte eine Karokarte, zwei Gläser verhöhnten die Schwerkraft, und Bälle wurden in der Luft unsichtbar. Acht weiße Kugeln aus der Hand der „alten Magier“ stellten dem Bewerber bei der Ballotage — der Geheimabstimmung im Zauberkreis — das Zeugnis einstimmigen Vertrauens aus.

Auch nach der offiziellen Aufnahme in den magischen Zirkel — bei der erstmals die Dortmunder Presse anwesend war — hatte Dieter Pfeiffer sein Repertoire an verblüffenden Tricks noch nicht verschossen. Er „heilte“ zerrissene Zeitungen und veränderte ihren Inhalt. „Eine willkommene Maßnahme für Politiker, die etwas, was sie im Brustton der Überzeugung gesagt haben, später nicht mehr wahrhaben wollen“, schmunzelte der neunte Magier unserer Stadt. Und die „alten acht“ schmunzelten mit...

So war es in einer
Dortmunder Tageszeitung
in einem bebilderten Artikel zu lesen

Natürlich unterhielten auch wir uns mit Dieter Pfeiffer, während er uns mit seinem „Zaubern“ verblüffte — und wir haben berufsmäßig eine ganze Menge „Zauberei“ gesehen.

Nach Beendigung einer dreijährigen Lehre bei der Hütten-„Schwester“ Maschinenfabrik Deutschland trat er am 1. April 1958 bei uns ein. Er war zunächst ein halbes Jahr am Hochofen und ist seitdem im Stahlwerksbüro. Er ist — und das ist keine Zauberei — mit Lust und Liebe im Beruf. Zaubern ist eben seit 1954 sein Hobby. Damals übte er sich einige magische Tricks ein. 1957 hörte er erstmals vom Magischen Zirkel. Er wurde als Gast eingeladen. Sein Interesse wurde entfacht. Er übte und übte und arbeitet noch heute „im Durchschnitt etwa eine Stunde täglich“, so sagte er uns, an magischen Dingen.

Dieter Pfeiffer ist natürlich — und mit Recht — sehr stolz auf die ehrenvolle Aufnahme in den „Magischen Zirkel von Deutschland e. V., Düsseldorf“, in dem 28 deutsche Ortszirkel zusammengeschlossen sind. Ehrenpräsident ist übrigens Kalanag. Die Mitgliederzahl des Vereins, der 1912 in Hamburg gegründet wurde und der Europäischen Vereinigung und der Weltvereinigung aller Magier angehört, darf satzungsgemäß die 1000 nicht überschreiten. Und da ist es schon ein Beweis hoher Anerkennung und großen Könnens Dieter Pfeiffers, daß er einstimmig zum Mitglied gewählt wurde. Wünschen wir ihm ein herzliches

SIMSALABIM!



Gut genutzte Ecken

Wohnraum

ist heutzutage kostbar.

Die kleinen

Neubauwohnungen sind

darum meist

bis in die

letzte Ecke ausgenutzt.

Bei Altbauwohnungen

aber bleibt es uns überlassen,

hier und da noch eine

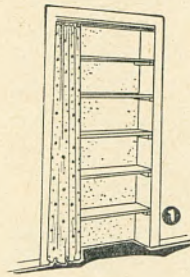
praktische Stellage anzubringen,

die uns Raum

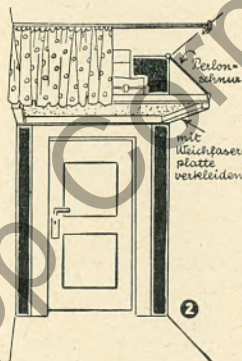
gewinnen läßt und

Ordnung schaffen hilft.

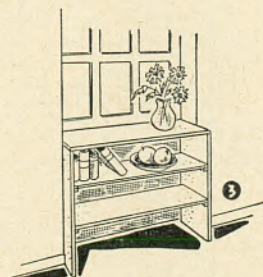
Da ist zum Beispiel eine Verbindungstür, die nicht gebraucht wird. Mit etwas Geschick kann man schnell ein hübsches Gestell basteln. Die Bretter lassen wir uns beim Schreiner passend zuschneiden. Dann



leimen und schrauben wir im gewünschten Abstand die Holzstützen in die Türfüllung, auf die die Bretter aufgelegt werden. Die Rückwand verkleiden wir mit einer Holz-faserplatte. Am oberen Türtrand befestigen wir die Laufschiene für den Vorhang. Er kann aus Stoff oder Plastik sein. Er soll sich farblich gut ins Zimmer einordnen (Abb. 1).

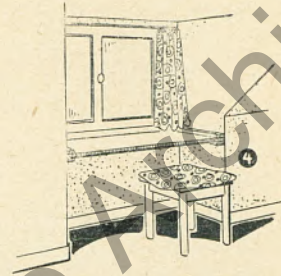


Die zweite Abbildung zeigt einen Abstellplatz für leere Koffer und Pappschachteln, die nicht viel wiegen, dafür aber eine Menge Platz wegnehmen. In einem engen Flur läßt sich dieses Gestell gut anbringen. An Rückwand und den Seitenwänden befestigen wir Leisten, die wir sehr solide in Dübel einschrauben müssen. Wir legen

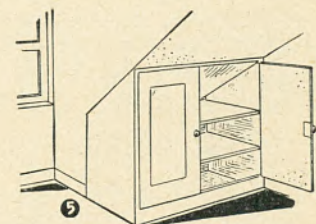


dann eine Hartfaserplatte auf und nageln zur Verkleidung eine Weichfaserplatte unter. Eine kleine, leichte Ablage läßt sich auch als Hängeboden mit einer kräftigen Perlonschnur herstellen. Eine Laufschiene dient wiederum dem Plastikvorhang.

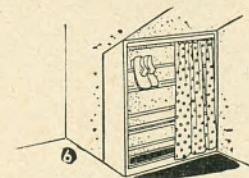
Für die Bücher können wir ein Regal unter dem Fenster in der Nische anbringen. Eine Rückwand aus Hartfaserplatte, zwei Wände, die Deckplatte und zwei Zwischenbretter, schon ist das Regal fertig (Abb. 3).



Die vierte Zeichnung zeigt eine Fenster-nische, die zum Arbeitsplatz ausgenutzt ist. Zwischen zwei Leisten, die wie Schienen wirken, ist ein Brett eingeschoben, das sich leicht herausnehmen läßt. Mit einer



netten Gardine am Fenster und dem passenden Kissen auf dem Stuhl wird die Fenster-nische zu einem freundlichen und besinnlichen Platz.



Die Schrägen einer Dachwohnung sollten immer ausgenutzt werden, indem wir reichlich Wandschränke einbauen. Abbildung 5 und 6 zeigen zwei Beispiele, die sich leicht nachbauen lassen und die unsere Wohnung verschönern helfen.

Lösungen aus dem Novemberheft

Auflösung „Rund wie ein Kreis“:

Waagerecht: 1. Paladin, 6. Fabel, 10. Meru, 12. Asti, 14. Omar, 15. real, 16. red, 17. Eton, 19. Ines, 20. Seni, 21. Wert, 22. Ehe, 24. Kreis, 25. Brenner.

Senkrecht: 2. Lasur, 3. Abo, 4. Denar, 5. Humoreske, 7. Philister, 8. Demeter, 9. Etagere, 11. Radon, 13. Schne, 18. Niere, 19. Iwein, 23. hen.

Auflösung „Der Tag folgt auf die Nacht“:

Waagerecht: 1. Ideal, 4. stumm, 7. Lotos, 9. Log, 11. Tag, 12. Gin, 13. egal, 15. Mast, 16. Gebet, 18. Pörto, 19. Edition, 20. Ia, 22. Angler, 23. Be, 24. le, 25. Po, 26. Fe, 27. Atlas, 29. A. T., 31. Reugeld, 33. starr, 35. Tuete, 37. Saga, 39. Maas, 40. Ade, 41. Lid, 43. Nut, 44. Tenor, 46. Etag, 47. Maler.

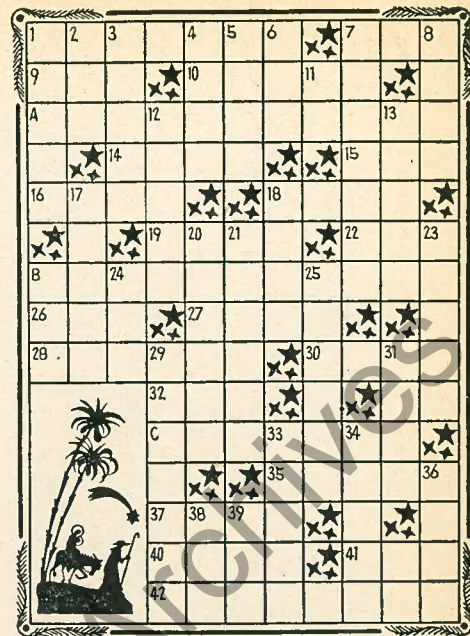
Senkrecht: 1. Illegal, 2. Droge, 3. Lot, 4. Sog, 5. meist, 6. Mentone, 8. Tal, 10. Gabe, 12. Garn, 14. Leda, 15. Motor, 17. Tinktur, 18. Pietäet, 21. Ale, 23. Boa, 26. Fassade, 27. Aera, 28. Stum, 30. Trester, 31. Rage, 32. Dean, 34. Tadel, 36. Taube, 38. DIN, 41. Lee, 42. Dom, 44. Tg., 45. Ra.

Weihnachts-Kreuzworträtsel

Vorbemerkung: In den drei waagerechten Reihen A, B und C erscheint der Anfang eines Weihnachtsliedes von Eichendorff.
Waagerecht: 1. Nußgebäck, 7. Vogel der nordischen Meere, 9. Gürtel zum Kimono, 10. schlesische Stadt am Bober, 14. Wasserteiche der Erde, 15. lateinisch: Sache, 16. Odem, Hauch, 18. verkäuflich, 19. Reit- und Lasttier, 22. der englische Artikel, 26. flüssiges Fett, 27. Stadt im französischen Departement Landes, 28. Dreifuß, 30. reizleitendes Organ, 32. Vulkan auf der Philippinen-Insel Mindanao, 35. unverändertes Bestehen, 37. Held eines indischen Nationalepos, 40. Neben-

fluß des Rheins, 41. lateinisch: uns, 42. Verzierung.

Senkrecht: 1. Kaffeesorte, 2. Stadt in Finnland, 3. Einschnitt im Visier, 4. Nebenfluß der Elbe, 5. komische Gestalt, 6. lateinisch: ich, 7. kleine Leiter, 8. Gesteinstrümmer, 11. altrömische Münze, 12. deutscher Name des Njemen, 13. Hauptstadt von Indien, 17. die Burg Londons, 18. Nutzland, 20. Hundekrankheit, 21. amerikanischer Erfinder, 23. Zögling, B. Farbe, 24. Hohepriester zu Silo, 25. römischer Philosoph der stoischen Schule, 29. Stadt auf Sizilien, 31. altes Feldmaß, 33. Stadt in der Türkei, 34. großer kräftiger Mensch, 36. Name von Pflanzenkrankheiten, 38. Wappenvogel, 39. altägyptischer Erntegott.



Unser Preisrätsel Nr. 4

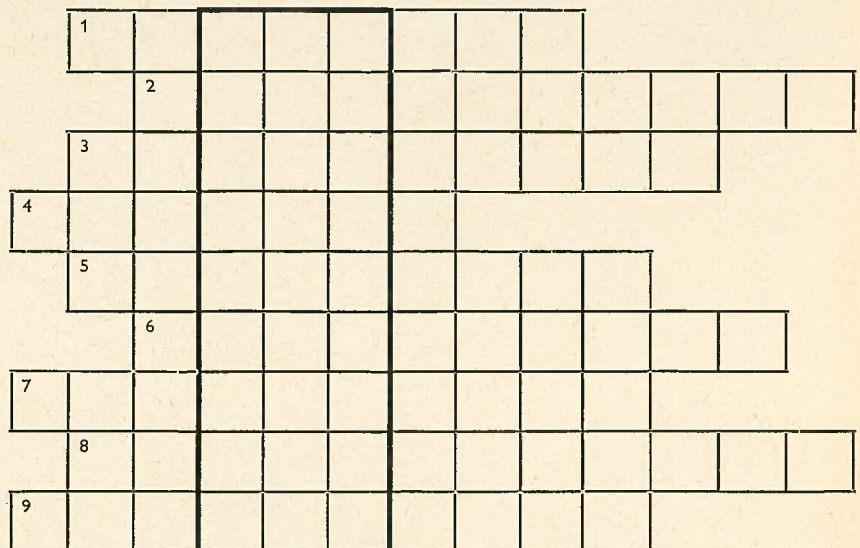
Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. Februar 1960 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Zeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungskarten auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden. Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollständige Anschrift des Einsenders. Gehen mehr als zehn richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluss des Rechtsweges. Zu gewinnen sind: Zehn Gutscheine im Werte von je 5,— DM (einlösbar bei unseren Verkaufsstellen).

Kästchenrätsel

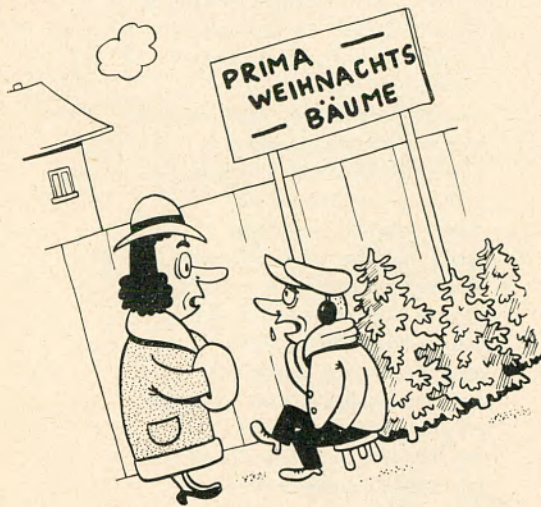
In die Figur sollen Wörter der nachfolgenden Bedeutung eingetragen werden.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben im stark umrandeten Mittelfeld zeilenweise im Zusammenhang gelesen eine Aufforderung an jeden von uns.

1. Dichter des „Wilhelm Tell“
2. persischer Thronsessel
3. Handwerker
4. Heiratszeremonie
5. Kamerad
6. zeitgenössischer deutscher Politiker
7. günstige Einkaufsgelegenheit
8. Volksfest
9. deutsche Geigenbauerstadt.



ALLE JAHRE — WIEDER....



„Was für einen Baum können Sie mir für 1,50 DM liefern?“
„Nur einen Purzelbaum, Frau Direktor!“



„Mutti, so was wünsche ich mir zu Weihnachten!“



„Und jetzt zeige Mutti mal den Teufel, den dir das Christkind gebracht hat!“

„Da war ich schon, die schickte mich ja zu dir!“



„Frau Kratz von gegenüber hat viel mehr zu Weihnachten bekommen als ich!“



„Das hat sich mein Sohn zwar nicht zu Weihnachten gewünscht, aber wir haben einen Nachbarn, den ich hasse!“



Der Hüttenkieker

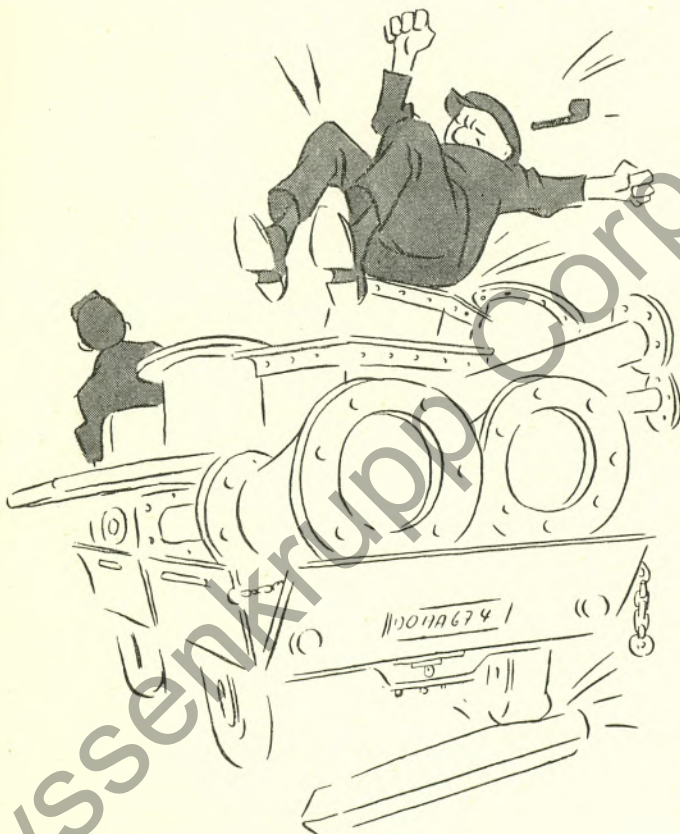
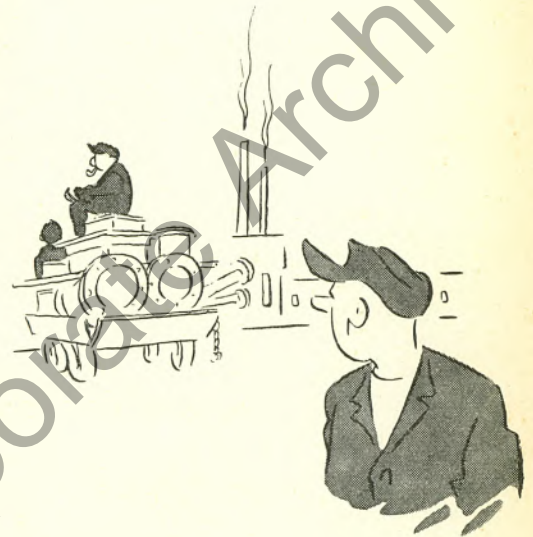
Unsern Kindern unermesslich
lang vor Weihnacht scheint die Zeit,
während man in reifern Jahren
sagt: „Schon wieder ist's soweit?“
Wenn die Kohlen und Kartoffeln
glücklich drin im Keller sind,
ausgemottete Pullover
wieder wärmen Mann und Kind,
wenn's „wie Hechtsuppe“ zieht am Fenster,
und wenn's nachmittags schon Nacht,
hat man über den November
weg gern an Advent gedacht.
Fröstelnd noch in dunkler Frühe
bricht man auf zur Morgenschicht.
Lang wär das nicht auszuhalten
ohne Hoffnung auf das Licht,
ohne Ablenkung durch Wünsche,
die man hat, die man erfüllt,
ohne Appetit auf Süßes,
ohne Durst, durch Grog gestillt.
Kleine freundliche Genüsse,
die kann man gebrauchen grad;
in vorweihnachtliche Stimmung
legt man sich wie in ein Bad.
Und man läßt sich lau berieseln:
Weihnachtsgeld und Weihnachtsspiel,
statt der süßen Tüten Dosen,
Basteleien, ach, soviel!
Mächtig haben unsre Kinder
sich ins Werken 'reingeknielt,
sich mit sehr geschickten Händen
materialvertraut bemüht.
Leicht wär's, dazu nur zu sagen:
„Jung gewohnt ist alt getan!“
Hoch ist unser Hört zu loben,
wo man alles lernen kann!
Vater seinerseits, er zog sich
die spendablen Hosen an:
opferfroh in seinem Sparklub
zeigte er: Er tut was dran.
Mutter wünscht zum neuen Jahre
sich von ihm: „Sei auf der Hut!
Denn es stieg die Unfallziffer.
Drum paß auf, ja? Doppelt gut!“
Man muß den „Fahrplan“ revidieren
von Zeit zu Zeit mal (auch zu Haus).
Er sieht, bezüglich auf den Werksbus,
praktisch, hilfreich, freundlich aus.
Morgens alle Stunde schallt
sich ein die Werksfeuerwehr.
Und auf diese Weise erben
wir vier Werksbusfahrten mehr.
Anders war's nicht mehr zu schaffen!
Ist er picke-packe voll,
was tut man, wenn auf den nächsten
man 'ne Stunde warten soll?
Wer lang fröstelnd steht im Winde,
wird verschnupft bald und vergrippt,
ist das nötig, daß er fiebernd
bleich aus den Pantinen kippt?
Mit Zitrone, Milch und Honig

ist's dann auch nicht mehr getan.
(Man kriegt ja sogar den Dackel,
wenn er krank, an Kognak ran!)
Bazillen lassen sich abtöten,
begießt man sie mit Alkohol.
Grad dem, der nicht dran gewöhnt ist,
bekommt die Glühweinkur so wohl.
(Zwischen Weihnacht und Silvester
sind Bazillen renitent,
denn bei soviel „Prost!“ und „Neujahr!“
wird man alkohol-„resistent“!)
Zu begrüßen wär's ja, wenn man
so auch würde lärm-immun.
Außer: passiv sich verhalten,
kann man gegen Lärm nichts tun.
Wir reden nicht vom Altjahrsabend,
wenn es ringsum knallt und pufft,
denn es fliehen böse Geister
dann durch rauhe, dunkle Luft.
Auch von Mopeds laßt uns schweigen,
die jetzt vielfach abgebaut,
nein, der Lärm im eignen Hause
ist's, was uns zusammenhaut.
Trampeln, Klopfen, Türemschlagen,
sei's bei Nacht und sei's bei Tag,
Johlen, Brüllen, wenn der Nachbar
(wie bekannt) im Schläfe lag.
Saufen, dann mit Flaschen kollern,
daß es klingt wie's wilde Heer,
sich im Treppenhaus prügeln
mit Stoeisen und noch mehr . . .
Ja, das sind private Leiden,
die gemeinhin man verschweigt,
weil dem andern eine Blöße
jedermann nicht gerne zeigt.
Sieben Plagen litt Ägypten,
hat der Lehrer uns gesagt,
aber wir sind von der achten
(damals nicht bekannt) geplagt!
Diese achte, böse Plage
— hört und staunt — ist die Musik.
Sie mechanisch — laut! — zu treiben,
wird zum ganz speziellen Trick.
Wer davon zuviel muß hören,
fühlt mißhandelt sich und matt,
weil bis dato unsre Seele
die Ohren nicht voll Bohnen hat!
Mancher Leute wüste „Lärmsucht“
hat den Kreislauf uns gestört,
denn es schlägt auf die Organe,
wenn man (ohnmächtig) empört.
Das ganze Jahr in Weihnachtsstimmung,
engelgleich — wir schaffens nicht,
doch ein bißchen Rücksichtnahme
stünde uns gut zu Gesicht.
Hätte im Gemeinschaftsleben
jeder stiller sich geführt,
hätte von den „eingesparten“
Phonen jeder profitiert . . .
Mir und jedem, dem das klar,
wünsch ich — still — ein gutes Jahr!



LAPPE

AUS M MARTINWERK



DER KOLLEGE IST ZU LOBEN,
DER BERUFLICH STREBT NACH OBEN
DER DURCH EHRGEIZ UND GESCHICK
BRINGT ES BIS ZUM MEISTERSTÜCK

WO JEDOCH AUF DIESE ART,
DUMMHEIT SICH MIT LEICHTSINN PAART,
IST EIN LOB NICHT ANGEBRACHT,
DEIN WAHLSPRUCH SEI, NIMM DICH IN ACHT



4. Kellersch

